This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49586.37.100

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

# Maria Antonia,

oder

## Dresden vor hundert Jahren.

# Maria Antonia,

oder

# Dresden vor hundert Jahren.

---

Zeitbild

von

**Amely Bölte.**

Die wahre Religion ist die Pflichterfüllung,
das beste Gebet die That.
Gutzkow's, Zauberer von Rom.

Zweiter Band.

**Prag, 1860.**
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

49586.37.100 v. 2

HARVARD COLLEGE
AUG 20 1926
LIBRARY
Ward fund

Prag, Druck von Jarosl. Pospíšil.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Erstes Capitel.** Die Pilgerfahrt nach Prag . . . . . | 9 |
| **Zweites Capitel.** Der Baumeister Chiaveri . . . . | 19 |
| **Drittes Capitel.** Das liebe kleine Fritzl . . . . . | 32 |
| **Viertes Capitel.** Rabener und Voltaire . . . . . | 46 |
| **Fünftes Capitel.** Der Abschied Raphael Mengs von August III. . . . . | 60 |
| **Sechstes Capitel.** Die Ankunft der Madonna del Sixto | 73 |
| **Siebentes Capitel.** Das Kochfest . . . . . | 93 |
| **Achtes Capitel.** Die Preußen in Dresden . . . . . | 102 |
| **Neuntes Capitel.** Das vergiftete Frühstück . . . . | 122 |
| **Zehntes Capitel.** Die Vorstädte brennen . . . . . | 140 |
| **Elftes Capitel.** Die Flucht vor dem Bombardement . | 163 |
| **Zwölftes Capitel.** Das Mittagsmahl in Moritzburg . | 179 |

# Maria Antonia,

oder

# Dresden vor hundert Jahren.

---

Zweiter Theil.

# Maria Antonia,

oder

## Dresden vor hundert Jahren.

# Maria Antonia,

oder

# Dresden vor hundert Jahren.

---

Zeitbild

von

**Amely Bölte.**

Die wahre Religion ist die Pflichterfüllung,
das beste Gebet die That.
Gutzkow's, Zauberer von Rom.

Zweiter Band.

**Prag, 1860.**
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

49586.37.100 v. 2

HARVARD COLLEGE
AUG 20 1926
LIBRARY
Ward Fund

Prag, Druck von Jarosl. Pospíšil.

# Inhalt.


Seite

**Erſtes Capitel.** Die Pilgerfahrt nach Prag . . . . . 9
**Zweites Capitel.** Der Baumeiſter Chiaveri . . . . . 19
**Drittes Capitel.** Das liebe kleine Fritzl . . . . . 32
**Viertes Capitel.** Rabener und Voltaire . . . . . 46
**Fünftes Capitel.** Der Abſchied Raphael Mengs von Auguſt III. . . . . 60
**Sechstes Capitel.** Die Ankunft der Madonna del Sixto 73
**Siebentes Capitel.** Das Kochfeſt . . . . . 93
**Achtes Capitel.** Die Preußen in Dresden . . . . . 102
**Neuntes Capitel.** Das vergiftete Frühſtück . . . . 122
**Zehntes Capitel.** Die Vorſtädte brennen . . . . . 140
**Elftes Capitel.** Die Flucht vor dem Bombardement . 163
**Zwölftes Capitel.** Das Mittagsmahl in Moritzburg . 179

# Maria Antonia,

oder

# Dresden vor hundert Jahren.

---

Zweiter Theil.

# Erstes Capitel.

## Die Pilgerfahrt nach Prag.

Dunkelheit herrschte noch auf der Erde; da sprach ein Gott: es werde Licht. — Und es ward Licht. Das Auge der Menschen konnte nun erkennen, was die sichtbare Welt ihm zeigte; sein Geist aber nicht die Geheimnisse der Macht durchdringen, welche durch eine unsichtbare Kraft das Weltall bewegt und zwischen zwei Ewigkeiten das Jetzt für uns hinstellte.

In dieser Unzulänglichkeit unseres Denkvermögens schufen wir uns Wesen, mit denen wir die uns verliehene Sprache reden, denen wir unser Wünschen und Wollen, unser Lieben und Hassen, unser Glück und unsere Pein verständlich machen, die uns bemitleideten, beklagten, und uns auch helfen konnten, wenn es uns ersprießlich war. Dieser idealisirte Wiederschein des eigenen Selbst wurden unsere Heiligen, unsere Schutzpatrone, die, wo die ganze Welt uns verließ, bei uns standen.

Auch Maria Antonia besaß einen solchen Berather. Als ihre Mutter, die Kaiserin, von einem Falle hergestellt worden, schrieb sie es der Vermittlung des heiligen Nepomuck zu, und gelobte aus Dankbarkeit eine Wallfahrt nach seinem Grabe zu unternehmen.

Sie hatte jetzt selbst an manchen kleinen Uebeln gelitten, von denen die Kunst der Aerzte ihrer Zeit sie nicht zu befreien vermochte. Man quälte sie mit Aderlaß, reichte ihr allerlei bitteres Getränk, um ihr Blut damit zu kühlen, und schrieb ihr eine magere Kost vor. Sachsen war vielleicht damals schon wegen seiner Küche so wenig berühmt, wie es heute ist. So wurde ihr denn eine Köchin aus Baiern nachgesandt *), um ihr die von Kindheit angewöhnten Speisen zu bereiten. — Sie sollte sich von dem Laster der Gourmandise heilen, und sie nahm sich ernstlich vor, immer daran zu denken, wie unwürdig es eines Menschen sei, das Essen zu seinem Genuße zu machen.

Arme junge Frau!

Indem sie ihrem gesunden Appetite nachgab, beging sie wahrlich keine Sünde, gehorchte sie nur einem Gebote der Natur, und daß ihr die Speisen nicht bekamen, lag

*) Weber, Maria Antonia.

ohne Zweifel an ihrer ſitzenden Lebensweiſe, an dem Mangel an Bewegung und Luft.

Zahnweh geſellte ſich nun noch zu ihren übrigen kleinen Leiden, Zahnweh — dieſer der Hölle entnommene Schmerz, der uns gleichgültig ſtimmt gegen jeden Reiz des Lebens.

Wie leicht iſt es ein großes Mißgeſchick zu ertragen, das unſern moraliſchen Menſchen in ſeiner Würde einem unverdienten Schickſal gegenüber hebt, und wie ſchwer ein Weh zu erdulden, das jeden Nerv erzittern macht und dennoch uns um keinen Zoll in unſeres Nachbars Achtung erhöht.

Ach! Nur die Tugend iſt ſchwer zu üben, welche uns den Beifall Anderer entbehren läßt.

Die Aerzte am Hofe Auguſt's III. wußten nicht mit kranken Zähnen umzugehen, noch weniger aber ſie auszureißen, ohne ein Stück Kinnbacke mit hinwegzunehmen. Maria Antonia ſchauderte vor einer ſolchen Operation. Sie duldete lieber den Schmerz, als ſeiner durch ſolch ein Opfer entledigt zu werden.

Da meldete ſich eines Tages der Hanswurſt einer franzöſiſchen Truppe*) und bat, empfohlen durch die Kaiſerin, um die Vergünſtigung, der Frau Churprinzeſſin

*) Weber, Maria Antonia.

den bösen Zahn ausziehen zu dürfen. Was auch die gelehrte Facultät dazu sagen mochte, Maria Antonia vertraute sich der Hand dieses Lustigmachers an — und siehe da! er bewies sich als Meister.

In doppeltem Sinne mochte sie nun ihrem Heiligen danken, und trat daher um so williger ihre Pilgerfahrt an.

Doch nicht zu Fuß, nicht mit dem Stabe in der Hand, nicht auf die Hospitalität Gutwilliger angewiesen, begann sie ihre Reise nach dem Schreine des Heiligen. So pilgerte man nicht mehr. Ihr Gemahl begleitete sie, die königlichen Wagen, von den besten Postpferden bedient, beförderten sie schnell ihrem Ziele zu, und dienstbeflissene Beamte bereiteten ihr jede Bequemlichkeit. Tetschen, Bodenbach, die schönen Gegenden der sächsischen Schweiz erquickten ihr Auge, bis sie endlich die herrliche Moldau vor sich sah, und die Hauptstadt Böhmens, mit ihren eigenthümlich grünen Kuppeln und Thürmen, so verschieden von allen nordischen Städten, in ihrer wunderbaren Pracht und Schönheit vor ihrem trunkenen Auge da lag. Vor Ueberraschung verstummend, blieb ihr nur ein leises Ach! der Begrüßung, wodurch sie ihr Entzücken beredter, wie durch Worte, verrieth.

Sie stieg bei ihrer Anverwandten, der Herzogin

von Baiern ab, und wurde hier festlich und herzlich bewillkommt.

Der eigentliche Zweck ihrer Reise beschäftigte sie hierauf nun freilich zuerst, der frommen Pflicht mußte Genüge gethan werden, und gerne widmete sie sich dieser Aufgabe. Dann aber blieben ihr auch Stunden, wo sie die Kirchen und Klöster besuchen, den Hradschin besteigen und die Umgebung in Augenschein nehmen konnte.

In Prag gab es des Sehenswürdigen so viel. Palast reihte sich hier an Palast, aus den Zeiten, wo ein Wallenstein hier gehaust, war so manches übrig geblieben; Böhmen, Czechen, Deutsche hatten hier nacheinander so vielen Glanz verbreitet, so vieles Schöne nachgelassen. Die alte Brücke mit ihren Statuen, die engen Straßen des Judenviertels, das Alles wollte besehen sein. Die Sternwarte, berühmt durch einen Tycho Brahe und Johannes Kepler, gehörte ebenfalls unter die Merkwürdigkeiten für sie. Wie viele Instrumente zeigte man ihr hier nicht, um das Weltall damit zu messen, die Sterne zu erspähen und ihren Lauf zu bestimmen! Wie groß, reich und neu erschloß sich hier für sie die unermeßliche Weite des Himmels, die auch der kühnste Gedanke nicht zu durchdringen vermag. — Hier wurde gerechnet, gezählt, hier wurde Welt an Welt gereiht, bis aus dem Durcheinander ein wundervolles Ineinander ward, das

ewige Geſetze bis in die engſten Grenzen feſtſtellte. — Bis auf die Stunde, bis auf die Minute beſtimmte ſich hier der Lauf des kleinſten Sternes; man wußte genau, daß heute dort oben Alles grade ſo ſein würde, wie es vor Tauſenden von Jahren ſchon geweſen, daß die Sonne heute grade ſo heraufziehen würde, wie es unſer kleiner Erdball bei ſeinem Entſtehen ſchon geſehen, daß ein ewiges Wiederholen, ein ewiges Schon-dageweſen-ſein neben dem ſcheinbar Neuen walte, und Ewigkeit von Ewigkeit durch nichts ſich unterſcheide, als für uns durch die allmälige Entwickelung der kleinen Weltkugel unter unſern Füßen und durch das Vorwärts der Civiliſation ihrer Bevölkerung. — Hier hatte die Zeit ein Maß; dort gab es keine Zeit.

Staunend ſah ſie den Himmel und die vor ihr geöffneten Bücher an, welche den Lauf der Geſtirne vorzählten. Hier erſt lernte ſie an Wunder glauben, indem das größte, das herrlichſte, die Geſetze der Schöpfung, ſich vor ihrem Auge enthüllten.

„Und ich ſollte an meine eigene Freiheit glauben?“ fragte ſie ſich nachdenklich.

Die Blätter färbten ſich bereits und ſchmückten mit gebräunten Tinten das dichter werdende Grün der Landſchaft. Maria Antonia ließ ſich bis an den Fuß des Hradſchin fahren, und beſtieg die Höhe, um bei ſonniger

Beleuchtung die Gegend in ihrer vollen Pracht zu überschauen. Durstig tränkte sie ihr Auge damit. Wie schön erschien ihr der Himmel, wie schön die Erde, wie schön das ganze Leben! —

Ihr Gatte begleitete sie auf solchen Promenaden nicht, weil es ihm unmöglich war, das Vergnügen eines Spazierganges zu genießen; sie dagegen bedurfte starker körperlicher Bewegung, schon um ihren Geist dadurch einzuschläfern und seine übergroße Thätigkeit zu verhindern. — Nur reiten und fahren konnte sie gemeinsam mit ihrem Gatten, und zu dem Ersteren trieb sie ihn daher auch häufig an.

Der Prinz war indessen heute zu Hause geblieben. Er wollte ihr eine kleine Ueberraschung vorbereiten. Der Churfürst von Baiern wurde erwartet. Maria Antonia wußte nichts von diesem Besuche ihres so sehr geliebten Bruders. Am Abend war Gesellschaft geladen, und es sollte Musik gemacht werden. Namentlich wollte sie eine Composition vortragen, zu der ein Graf von Sporck die Begleitung auf dem Violoncello übernommen, das er vortrefflich spielte. Prinz Christian beabsichtigte nun seinen Schwager zu ihrem Zuhörer machen, ohne daß die Prinzessin darum wußte, und sie dann am Schluße durch dessen Erscheinen zu belohnen.

Während sie nun den Hradschin bestieg, bereitete

er dieſe Ueberraſchung vor. Strahlend von Heiterkeit und Lebensluſt kehrte ſie, als es zu dämmern begann, zurück und kleidete ſich um zu dem vorhabenden Feſte. Lächelnd ſah der Prinz ihr zu, und freute ſich im Voraus ihrer Freude, wenn plötzlich aus der Zahl der Gäſte eine wohlbekannte Geſtalt ihr entgegen treten werde.

Und ſeine Hoffnung trog ihn nicht. Ihre Briefe an ihre Mutter beweiſen, wie tief und freudig ſie die Gegenwart ihres Bruders empfand und wie glücklich ſie dieſe Tage ſeines Hierſeins verlebte. Nach ihrer Trennung von der Heimath war es das erſte Wiederſehen eines Mitgliedes ihrer Familie, dem ſie noch überdem mit beſonderer Zuneigung anhing.

Noch einmal beſuchte ſie nun mit ihrem Bruder gemeinſam alle Merkwürdigkeiten Prags, noch einmal erwies ſie dem heiligen Nepomuck eine Ehre, und bat ihn um die Erfüllung ihrer frommen Wünſche; dann kam die Stunde des Scheidens nach glücklichen Tagen, die in der Seele ein leiſes Gefühl des Heimwehs zurücklaſſen, genährt durch das Bewußtſein, daß ſie uns ſo nicht wiederkommen.

Nach Dresden zurückgekehrt, ſuchte ſie Troſt in ihrer Arbeit und in ihrem Briefwechſel, um die abermalige Trennung von ihrem Bruder zu verſchmerzen. Sie dichtete an einem Schäferſpiele, „der Sieg der

Treue“ genannt, ſie ſchrieb an einem Oratorium, und bildete mit unermüdlichem Fleiße ihre Talente aus. — Der König blieb noch in Warſchau, es gab daher keine glänzenden Hoffeſte und ihr geſelliges Leben nahm ſie wenig in Anſpruch; um ſo mehr konnte ſie ſich ſelbſt angehören.

Mancher Klageruf drang indeſſen an ihr Ohr, mancher Schmerzenslaut des hart gedrückten Volkes, deſſen Armuth ſich täglich mehrte. Oft wünſchte Maria Antonia reich zu ſein, oft drückte es ſie nicht helfen zu können.

„Wenn ich einſt Königin bin,“ ſagte ſie ſich häufig, „ſo ſoll kein Bittender ungehört von mir gehen.“

Sie glaubte noch jedem Impuls ihres Herzens folgen zu müſſen, und konnte das Nein nicht ſprechen, welches dem Menſchen weit mehr, wie dem Könige, ſchwer fällt.

Im Februar kehrte der Hof aus Warſchau zurück, mit leerer Börſe, wie gewöhnlich. Der König freute ſich ſeine lieben Bilder wieder zu ſehen, von denen er ſogar einige als Begleiter mit auf die Reiſe genommen, die nun wieder zurück wanderten in das Japaniſche Palais, während ſein Schlafgemach mit einigen andern Lieblingen geziert wurde. Luſt und Leben kehrte in die Reſidenz zurück, Graf Brühl gab Feſte, die Geſandten gaben Feſte, die Brüder gaben Feſte, während die verſam-

melten Stände 27 Millionen Steuerschulden übernahmen.

Zum Geburtstage des Königs fand sich der Graf Moritz von Sachsen*), Marschall von Frankreich ein, eine prächtige Erscheinung, mit kühnem, offenen Gesicht und einer Heldengestalt. Maria Antonia war bezaubert von dem neuen Oheim, dessen natürliche Unbefangenheit das steife Ceremoniell des Hofes auf das angenehmste unterbrach.

Die Königin Josepha hatte die Gewohnheit, ihrem Gemahle zu seinem Geburtstage Bilder zu verehren. Diesmal wählte sie zur Abwechslung einen Stock mit einer kostbaren Krücke. August nahm dies Angebinde freundlich hin, dann aber sah er sich verwundert um und fragte: „Aber wo sind denn meine Bilder?“

Alle lachten. Man sah jetzt wohl, wie vergeblich es sei, ihn durch etwas anderes erfreuen zu wollen, und stand für immer davon ab.

---

*) Großvater der Schriftstellerin George Sand.

## Zweites Capitel.

### Der Baumeiſter Chiaveri.

König Auguſt war von einer großen Haſenjagd im Blaſewitzer Tännicht zurückgekehrt, wobei er ſelbſt nicht weniger als 600, die Königin aber 180 mit eigener Hand erlegt. Ermüdet ruhte er jetzt in ſeinem Zimmer aus, als Pater Guerini bei ihm eintrat.

„Zu ſo ungewohnter Stunde, mon père?“ redete die Majeſtät mit heiterer Miene den Prieſter an. „Was kann der Beichtiger meiner Gemahlin nur ſo ſpät am Abend noch zu verkündigen haben?“

„Eine angenehme Neuigkeit!“ verſetzte dieſer mit ſchlauem Lächeln. „Darum auch wünſchte ich Eure Majeſtät damit zu unterhalten, bevor der Schlummer Sie heimſuchte.“

„Sie machen mich neugierig, mon père. Haben Sie vielleicht einen Brief von Fauſtine erhalten? Hat ſie die Pompadour geſehen? Hat ſie vor dem Könige geſungen und den Hof von Verſailles entzückt?“

„Das Alles kann ſich zugetragen haben; doch wollte ich davon jetzt nicht reden, ſondern von einem näher liegenden Intereſſe. — Mengs iſt angekommen.“

„In der That?“ rief König Auguſt vergnügt emporfahrend. „Mein kleiner Raphael iſt da? — Seit wann? — Und wo iſt er? Wo befindet er ſich? Warum eilt er nicht zu mir? — Was hat er mir mitgebracht? — Sagen Sie, Guerini, hat er ein ſchönes Bild für mich angefertigt?“

Der Pater konnte ſo vielen Fragen nicht auf einmal begegnen, in ſeiner bedächtigen Weiſe erwiderte er daher:

„Vor einer Stunde iſt er angelangt und in dem für ihn beſtimmten Quartiere abgeſtiegen; dann aber ohne Verzug zu Annibali gelaufen, den er zärtlich liebt, wie Sie wiſſen, weil er ihm ſein ganzes Glück verdankt.“

„Der gute Junge! Er hat ein Herz wie Gold. Ich freue mich wahrlich auf ihn, als wäre er mein Sohn. Iſt er noch gewachſen? Wie ſieht er aus?“

„Prächtig!“ ſagte der Pater begeiſtert. „Stolz und hoch trägt er ſein Haupt, die großen offenen Augen ſchauen hell in die Welt hinaus, und dabei hat er ein Herz, ein Herz!“ Guerini mußte hier einhalten, um ſich zu faſſen. „Daß Sie es nur wiſſen, Majeſtät, in ſeiner Freude iſt er mir an den Hals geſprungen und hat geweint wie ein Kind.“

„Tauſend!“ rief König Auguſt gleichfalls bewegt.

„Aber wie haben Sie ihn denn sogleich aufgefunden? Wie wußten Sie es, daß er kam?“

„Ich hatte keine Ahnung davon und schlenderte nur ein bischen im Dämmerlichte durch die Straßen, als ein schwer beladener Wagen mir auffiel; ich folgte ihm und sah ihn vor dem Hause des alten Mengs anhalten. Da schöpfte ich gleich Verdacht, und näher tretend, entdeckte ich die ganze Familie darin.“

„Auch meines Raphael hübsche Frau? Sie soll ja wunderschön sein?“

„Wohl möglich; doch fand ich es für mich nicht schicklich, mein Auge auf ihren verführerischen Reizen weilen zu lassen,“ sagte der Priester mit frommem Niederschlag des Auges.

Der König lachte laut auf.

„Was fällt Ihnen ein?“ fragte er dann. „Ich finde, daß diese Vorsicht ein wenig zu spät kommt.“

„Besser immer als niemals,“ erwiderte Guerini gut gelaunt.

„Eilen Sie nun hin zu meinem Raphael und sagen Sie ihm, daß ich ihn morgen ganz früh zu sehen wünsche. Ich brenne darauf. Was für ein Bild mag er wohl für mich mitgebracht haben! Es wird mir den Schlaf rauben. Gute Nacht, mon père.“

Der Priester verschwand, um den ihm ertheilten Auftrag auszuführen.

Indessen hatte Raphael Mengs sich an dem Anblicke seines theuren Annibali erquickt und mit diesem einen raschen Gang über die schöne Brücke unternommen. Das war sein Dresden noch, sein liebes Dresden! Hier wehten ihn die Lüfte heimisch an, hier begrüßte des Stromes Rauschen sein Ohr mit Liebesgruß, hier klang aus jedem Munde ihm eine Sprache entgegen, die sein Herz verstand!

„O Heimath! wie groß ist dein Zauber!“ rief er begeistert aus. „Und doch könnte ich ihn Niemandem beschreiben. Tief in der Seele liegt dies Etwas begraben, das uns an den Boden fesselt, wo wir geboren, ohne daß wir diese Vorliebe enträthseln zu können!“

Sie waren jetzt auf dem Rückwege begriffen, und vor ihnen lag nun, vom Monde beschienen, das alte Schloß mit seinen düstern Mauern, und rechts sich daran schließend, die neu erbaute katholische Kirche, welche den herrlichen Zwinger dem Auge entzog.

„Aber sagen Sie mir, Annibali,“ rief Raphael erstaunt, „wird denn immer noch an diesem Thurme gebaut? Schon bei meiner Abreise nahte er seiner Vollendung, und das ist nun schon fast vier Jahre her, und heute sehe ich daran die hohen Gerüste, wie damals.“

„Das iſt eine traurige Geſchichte, mein Raphael,“ nahm der Sänger das Wort. „Wir lernen daraus, wie Neid und Mißgunſt die Welt regieren und den geſundeſten Sinn alles Urtheils berauben. Die ſchöne Kirche wird nun wohl unvollendet bleiben.“

„Aber erzählen Sie mir, ich bitte Sie!“ rief der Jüngling warm. „Ein Prachtgebäude, wie dieſes hier, unvollendet laſſen? Unmöglich! König Auguſt hat ja ſelbſt den Grundſtein dazu gelegt und der Vollendung mit ſo vieler Ungeduld entgegen geſehen.“

„Darum eben hat man dem Baumeiſter die Ehre nicht gegönnt, und dem Könige ſo ſehr die Freude an dem Werke benommen, daß man jetzt vor ihm nicht einmal davon reden darf.“

„Aber wie war denn das möglich?“

„Man hat dem Könige den Glauben beigebracht, das Dach der Kirche würde einſtürzen, ſobald man das Gerüſte entferne. Der Baumeiſter, Gartan Chiaveri, iſt ein Fremder, wie Du weißt, und ſeine Art zu ſein hat ihm hier wenig Freunde erworben. Er dünkte ſich zu viel, das nahm man ihm übel; doch war ſein Selbſtgefühl verzeihlich, wenn man bedenkt, wie groß ſein Ruf, da er erſt Peter den Großen bei ſeinen Bauten unterſtützt, und dann, von König Auguſt nach Warſchau berufen, die große Weichſelbrücke zu bauen, hierher verſchlagen iſt,

um ſich an dieſer Kirche zu verewigen. Da iſt er bei dem Bau denn immer nur ſeinem eigenen Kopfe gefolgt, und hat die Andern fühlen laſſen, daß er ihren Rath verachte. Das haben ſie nun an ihm gerächt, indem ſie das Gerücht ausgeſprengt, das Gewölbe in der Mitte des großen Eingangs müſſe unfehlbar einſtürzen. — Die Bewohner der Stadt erwarten nun jede Nacht, daß dieſes ſchreckliche Ereigniß ſtattfinde, ohne mehr Grund dazu zu haben, wie man einſt in Rom hatte, die Kuppel des Sanct Peter herabfallen zu laſſen. Dort iſt man ſeiner grundloſen Furcht endlich ledig geworden, und das Gebäude ſteht feſt, wie der Bau der Welt; wie hier die Sache enden wird, das weiß der Himmel! Nur dauert mich Chiaveri, der nicht mehr jung iſt und darüber hinſterben kann, ja, ſchon aus Aerger darüber geſtorben ſein würde, wenn Gott ihm nicht eine ſo vortreffliche Geſundheit verliehen."

„Aber iſt denn Niemand da, um dem Könige die Sache in ihrem rechten Lichte vorzuſtellen?" fragte Raphael mitleidig.

„Niemand!" entgegnete Annibali kopfſchüttelnd. „König Auguſt wollte anfangs ſelbſt der Sache auf den Grund forſchen; aber die Bitten und Thränen von Gemahlin und Kindern hielten ihn faſt mit Gewalt davon zurück, das Gerüſt zu beſteigen. Vergebens bot der unglückliche Baumeiſter ſeinen Kopf zum Pfande für die Sicherheit;

vergebens flehte er die Miniſter an und wer ſonſt nur irgend Einfluß hatte, ihm zu vertrauen: man hörte nicht auf ihn und wollte nicht auf ihn hören und nannte ihn einen Ignorant. — Der König ſelbſt entſchuldigt ihn, denn er ſchreibt das Unglück nicht dem Plane, ſondern dem Erdreiche zu, das, ſo nahe der Elbe, nachgibt. Indeſſen liegen da die Marmorberge, um den Boden zu pflaſtern, und all' die ſchönen coloſſalen Statuen aus Pirnaiſchem Sandſtein, gefertigt von dem Bildhauer Mattielli, den man dazu herberufen, und keine Hand regt ſich, ſie an ihren Platz zu ſtellen."

„Das thut mir wahrhaft leid," ſagte der junge Künſtler mitleidig, „und ich will verſuchen, ob ich dem armen Chiaveri nicht helfen kann."

Während dieſes Geſpräches waren ſie unter das Portal des Schloſſes getreten und ſchritten dem Innern der Stadt zu.

Als ſie die Wohnung des alten Mengs erreichten, fanden ſie hier Alle mit dem Auspacken beſchäftigt und Barbara ordnete die Mahlzeit an. Die ſchöne Margareta aber ſaß allein und traurig in dem öden Zimmer. Ihr wollte das düſtere fremde Land nicht recht gefallen, und Sehnſucht beſchlich ſie nach dem warmen Himmel des Südens.

Der Eintritt Annibali's erheiterte ſie wieder. Ihn

kannte sie schon von Rom her, und er redete ihre Sprache. Auch beruhigte es sie, daß er in diesem kalten Lande zu leben vermöge, darum mußte es also doch nicht für Alle so schlimm hier sein.

Der alte Mengs führte noch immer ein scharfes Regiment in seinem Hause. Kinder blieben in seinen Augen Kinder. Wozu hatte er sie erzogen, wenn er nun nicht Herr ihrer Existenz sein sollte? So nahm er denn ein, was sie verdienten, und zählte ihnen sparsam ihre Bedürfnisse zu, während Margareta nach seiner Anweisung den Haushalt besorgte.

Der jungen Frau konnte diese Anordnung nicht gefallen. Ihr Schwiegervater sagte ihr freilich täglich vor, wie bequem sie es habe; aber sie schätzte darum diese Bequemlichkeit nicht mehr. Sie wollte Herrin sein, statt zu gehorchen.

Die ganze Stadt war bald davon voll, wie schön sie sei und wie herrlich der junge Mengs jetzt male. Die heilige Familie, womit er den König beschenkt, fand dessen ungetheilten Beifall, und die schöne Margareta Guazzi, als Mutter Gottes, wurde nun auch im Bilde bewundert.

Auch die junge Churprinzessin freute sich der Ankunft des Künstlers, dem sie gleichfalls die lebhafteste Theilnahme schenkte. Bei so großer Jugend schon eine so fertige technische Ausbildung zu erlangen, war vielleicht

noch nie einem Künstler gelungen, und hier vereinigte sich damit noch eine geniale Auffassung und das einsichtsvollste Erfassen des Schönen innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen.

Jeder wollte von ihm gemalt sein, Jeder ein Bild von ihm besitzen und vor Allem noch wollte Jeder ihn sehen. Das raubte ihm seine Zeit, die ihm so werth war, und den vielen Anforderungen zu genügen, wurde eine Unmöglichkeit.

Sein erstes Geschäft blieb, ein Bild von König August zu malen; denn seinem Wohlthäter Ehre und Freude zu machen, hielt er für seine größte Pflicht und für sein schönstes Vergnügen. — Er kannte dessen Züge schon, er hatte sie so genau im Gedächtnisse, daß er ihn ohne Sitzung hätte zeichnen können; denn unvergeßlich hatte sich seiner Erinnerung jene Stunde eingeprägt, wo er zuerst an den Hof gerufen, dessen prächtige Gestalt erblickte und ein Pastellbild von ihm anfertigte, das der Grundstein seines Glückes wurde.

Dankbar schaute er zum Himmel empor, wenn er gedachte, wie glücklich sich sein Leben gestaltet.

Aber, während es ihm wohl ging, vergaß er nie Denen Trost zu bieten, die das Schicksal zu prüfen für gut fand. So war ihm denn der arme Chiaveri nicht aus dem Sinne gekommen, und so oft er auf das Schloß

ging und die hohen Gerüſte an der Kirche erblickte, beklemmte eine peinliche Empfindung ſein Herz. Er konnte es dem Baumeiſter nachfühlen, wie es ihn ſchmerzen mußte, ein Kunſtwerk, das er mit Liebe begonnen, nicht vollenden zu dürfen.

Er ſprach mit ſeinem Vater darüber. Der alte Iſmael, deſſen grader Sinn den Neid und die Cabalen der Hofleute ſchon häufig mit manchem groben Stichworte zurecht gewieſen, ſparte auch diesmal ſeine Schimpfreden nicht, und machte ſich zornig auf, mit ſeinem Sohne eine Unterſuchung der Sache anzuſtellen.

Beide traten unerſchrocken in die Kirche ein, unterſuchten genau den Bau und beſtiegen die Gerüſte; aber, wie ſie auch ſuchen mochten, nach keiner Seite hin konnten ſie einen Riß, eine Senkung oder irgend ein Anzeichen entdecken, daß das Gebäude in ſeinem Gleichgewichte erſchüttert ſei, und völlig überzeugt kehrten ſie zurück, daß hier die böswilligſte Verläumdung ein ihnen jetzt faſt lächerlich erſcheinendes Reſultat erzeugt.

Der alte Mengs fluchte nicht wenig. „Elendes Gewürm!“ rief er aus. „Einem großen Manne auf dieſe Art die Freude an ſeinem Werke zu verkümmern! Erſaufen ſollte man die Brut! Läſtermäuler ſind es! Kennen nichts als Betteln und ſich vor Titeln und Würden bücken!“

Aber mit seinem Zorne veränderte er nichts an der Sache.

Raphael nahm sich nun vor, mit dem Könige selbst zu reden. Bei der nächsten Sitzung ergriff er die Gelegenheit, ihm aufrichtig seine Ansicht von der Sache mitzutheilen und ihm zu erzählen, welche Ueberzeugung er durch eigene Anschauung von der durchaus soliden Bauart der Kirche gewonnen.

Was man gerne glaubt, dem leiht man ein williges Ohr. Unmöglich jedoch konnte sich König August jetzt erklären, daß ein so junger Mensch, wie Raphael Mengs, der doch auch kein Baumeister war, ihn überzeugt, obgleich dies in Wahrheit der Fall gewesen war. Er ertheilte daher nun den Befehl, noch einmal eine genaue Prüfung der Haltbarkeit des Baues anzustellen, fügte aber den heimlichen Wink hinzu, daß seine Gnade durch ein ungünstiges Urtheil verscherzt werde.

Das fruchtete wunderbar.

Jetzt mit einem Male hatte man sich geirrt und fand keinen Fehler an der neuen Kirche. Welch' ein Tag des Glückes für den armen Chiaveri! Freudestrahlend eilte er zu dem jungen Künstler und drückte ihn, unter Versicherungen ewiger Dankbarkeit, mit thränenden Augen an seine Brust. „Sie sind mein Erretter gewesen!“ sagte er. „Mehr als mein Leben schulde ich Ihnen; Sie

haben mir meine Ehre wiedergegeben! Sie, ein Fremder, haben ſich meiner angenommen und der Wahrheit durch Ihren Muth Bahn gebrochen."

Schon am folgenden Tage wimmelte das Gerüſte von Arbeitern und Künſtlern aller Art; denn nun wollte König Auguſt keine Stunde verlieren, den Bau vollendet zu ſehen, und täglich überzeugte er ſich mit eigenen Augen von deſſen Fortſchreiten. Das Bild des Hauptaltars, ſo wie die zwei Seitenſtücke zu malen, trug er dem jungen Mengs auf, zum ewigen Andenken an ſein Verdienſt um die Kirche. Die beiden letzteren malte Raphael Mengs ſogleich und in wenigen Wochen waren ſie vollendet, das eine den Traum Joſeph's, das andere die Empfängniß darſtellend, während das größere Bild einer ſpätern Zeit aufbehalten blieb.

Er zählte jetzt 23 Jahre, genoß der größten Ehre, erhielt vom Könige einen bedeutenden jährlichen Gehalt, und beſaß eine ſchöne Frau, die er zärtlich liebte; das war des Glückes viel — faſt zu viel, und ſo durfte ſeinem Becher ein Tröpflein Wermuth nicht fehlen. Dieſen reichte ihm ſein ſtrenger Vater, indem er ihn durch ſeine ſtrenge Sparſamkeit zu Boden drückte. Margareta begehrte ſchöne Kleider, Putz, wie ihn andere Frauen beſaßen; denn was half ihr viel die große Ehre, wenn ſie daneben darben ſollte? wenn ſie bei ſchlechter Koſt

und ſchlechter Wohnung alle Freuden des Lebens zu entbehren gezwungen ward?

Iſmael nahm aber keine Vernunftgründe an. Wenn ſeiner Schwiegertochter die Zeit lang ward, ſo konnte ſie ja auch malen!

Aber Margareta wollte nicht malen; ſie war lebensluſtig, ſie wollte Menſchen ſehen und ihnen gefallen, und nicht immer zu Hauſe ſitzen.

Raphael war viel abweſend; dann mußte ſie allein mit dem böſen Schwiegerpapa und der geſtrengen Barbara verkehren, welche gut Haus hielt und wohl für kommende Zeiten ſparte.

Der Churprinz und ſeine Gemahlin wünſchten jetzt ihr lebensgroßes Portrait von dem jungen Künſtler gemalt — eine Arbeit, die ihn auf's Neue ganz in Anſpruch nahm. Maria Antonia freute ſich auf dieſe Sitzungen, ſie ließ ſich dabei von Rom erzählen und von den Schätzen der Kunſt, die mit eigenen Augen zu ſehen, die lange Sehnſucht ihres Herzens war. Bei dieſen Unterhaltungen verlebte ſie die angenehmſten Stunden.

## Drittes Capitel.

### Das liebe kleine Fritzl.

Eine Ehe ohne Kinder läßt eine Lücke zurück, welche keine andere Beziehung zum Leben und zu der Gesellschaft auszufüllen vermag. Die Jugend, mit ihrem frischen, frohen Sinn, mit ihrem hoffnungsvollen Hinblick auf die Zukunft, ruft uns zurück, was wir einst selbst gewesen, einst selbst empfunden, und läßt uns die Vergangenheit in einer uns zugetheilten zweiten Existenz noch einmal mit durchleben.

Nur an jedem Tage für den Tag zu leben, ist überhaupt ja dem gewissenlosen Leichtsinne allein auszuführen möglich.

Wer die Aufgabe seines Lebens erfüllen will, bezieht sich in seinem Thun und Handeln, seinem Denken und Wünschen auf die Zukunft, sei es des nächsten Tages, des kommenden Jahres, sei es über sein Leben selbst hinaus; denn in dem Diesseits ahnt er das Jenseits, das die nächste Stunde ihm offenbaren, das mit dem Morgen für ihn beginnen kann; wie sollte also sein Blick nicht stets über das Heute fortschweifen, wie nicht in weitester Ferne nach einem Ziele spähen? — Maria Antonia

wünschte sich ein Kind, das sie als Mutter an ihr Herz drücken, das sie dem Lande als künftigen Beherrscher bieten konnte. Zwei Jahre lang war diese Hoffnung unerfüllt geblieben; jetzt endlich lag ein Knäbchen in ihren Armen, ein kleines hülfloses Wesen, von allen Geschöpfen unter der Sonne am meisten auf Sorge, Liebe, Pflege angewiesen. Unter Freudenthränen drückte sie den kleinen schreienden Erdenbürger an ihr Herz.

Sie war nun ganz Mutter. Ihre erste und nächste Beziehung zum Leben war ihr Kind, das sie mit seliger Lust betrachtete, an dessen Anblick sie sich nicht sättigen konnte. Alles an ihm erschien ihr reizend, mit immer reger Neugierde betrachtete sie das kleine Geschöpf und verwunderte sich über sein Wachsen und Gedeihen, sein erstes Lächeln im Traume, die willenlosen Bewegungen seiner kleinen Hände, sein Strecken und sein Gähnen. Alles an ihm war ihr neu und interessant, Alles an diesem sich vor ihren Augen entfaltenden neuen Leben, ein Phänomen dieses Lebens.

Sie tanzte, lachte, sang mit dem kleinen Wesen, und vergaß darüber die ganze Welt. — Ob man sie lobte, ob man ihre Gedichte pries, ob man ihre Compositionen bewunderte, daran dachte sie nicht, sobald man nur ihr Kind schön nannte. Hier allein fand die Schmeichelei

ſerviler Hofleute es ſchwer, eine ihr genügende Sprache zu reden, hier allein wurde ihre Eitelkeit verletzt.

Sie hatte noch vor Kurzem an Graf Brühl nach Warſchau geſchrieben: ſie habe ihm nichts zu berichten, als von Langerweile, Langerweile, und wiederum Langerweile. — Wie war nun dies ennui mit einem Male ſo gänzlich in dem Freudentaumel der jungen Mutter verſchwunden.

Der Churprinz freute ſich an ihrem Glücke und theilte es mit ihr; doch ihr nachzuempfinden, das wäre auch dem zärtlichſten aller Väter nicht möglich geweſen.

Das liebe kleine Fritzl, das liebe kleine Maußerl *), wurde den ganzen Tag geherzt und geküßt. Aber welcher Schrecken für die junge Mutter, als ihr Kind in ein Wehegeſchrei ausbrach, weil ſie ihm bei ihren Liebkoſungen den beißenden Schnupftabak in ſeine klaren, großen blauen Augen geſchüttet! Alle Aerzte wurden herbeigerufen. Das ganze Palais gerieth in Schrecken. Wie, wenn das liebe Kind davon erblinden ſollte?

Indeſſen — mit dem Schrecken war es diesmal gethan. Die erſten großen Thränen waren den jungen Augen entquollen, um ſie von einem beißenden Schmerze zu befreien, verurſacht durch die übergroße Zärtlichkeit der eigenen Mutter. Sie ließ es ſich nun malen, um es

*) Die Kaiſerin an ihre Tochter.

noch ſicherer zu beſitzen. Ihr allerliebſtes Maußerl ſah ſie nun auch auf dem Bilde an, ſo wie wir es jetzt noch in dem Paſtellzimmer der Dresdner Gallerie erblicken.

Wer würde in dem kleinen rundwangigen Knaben den künftigen ernſten Mann ſuchen, der ſo ſtrenge in das Leben ſchaut, und von der Geſchichte den Namen Friedrich Auguſt der Gerechte dafür gewonnen hat? —

Das liebe kleine Fritzl lachte jetzt nur noch die junge, lebensfrohe Mutter an, welche mit ihm ihre Kinderſpiele wiederholte, ihre Ammenlieder aus ihrem Gedächtniſſe hervorrief, und ſie ihm, unter Küſſen, vorſang.

Ihre Geſundheit war nun völlig wieder hergeſtellt, ſie kleidete ſich mit Sorgfalt an, um die Gratulationen der Hofgeſellſchaft und der Stadt zu empfangen, und das liebe kleine Fritzl durfte dabei nicht fehlen. Er ſollte ſchon früh gute Sitte lernen, ſchon jetzt die erſten Regeln des Anſtandes in ſich aufnehmen.

Herrlich geputzt wurde der kleine Prinz herein getragen und auf die Knie der jungen Mutter geſetzt, welche mit ſtolzer Freude ihn vorſtellte, ſeine kleine Hand zum Kuße hinreichte und die Complimente über ſeine Schönheit und ſein artiges Benehmen mit vollen Zügen einſog. Gewiß war dies einer der glücklichſten Tage ihres Lebens.

Das liebe kleine Fritzl mußte nun auch gemalt noch das Mutterherz erfreuen. Raphael Mengs ward berufen,

ihn in ein Pastell, auf einem Kissen von rothem Sammet, lebensgroß zu portraitiren, sein Hemdchen, die kleinen runden Aermchen, die nackten Füßchen, und Alles an ihm, was Maria Antonia bewunderte, wurde zu ihrer Befriedigung dargestellt, und damit man den Prinzen erkenne, stand in der Ferne auf einem Tische seine Krone, während das haarlose Haupt noch ein weißes Mützchen deckte. Als das Bild vollendet war, entstand ein Streit, wem es nun gehören sollte, dem Churprinzen, oder seiner Gemahlin. Doch der Erstere siegte. Da er den kleinen Liebling nicht so oft auf seinen Knien wiegen konnte, wie die gesunde Mutter, so überließ sie ihm dessen Portrait, das er neben seinem Sopha aufstellte, und während mancher leidensvollen Stunde, die er liegend zubringen mußte, erheiterte und erfreute er sich an dem Anblicke des herzigen Kindes *).

Erst nach und nach gewann Maria Antonia die Lust zu ihren gewohnten Beschäftigungen wieder, und benutzte das Spielen mit ihrem Kinde dann nur zur Erholung von ihrer ernsten Arbeit.

Es herrschte jetzt wieder reges Leben in Dresden; denn der König war aus Polen zurückgekehrt, und Brühl sorgte eifrig dafür, daß ihm die Zeit unter Vergnügungen

*) Biographie von Raphael Mengs.

verſtreiche und ihn nie die Luſt anwandle, ſich um das Wohl und Weh ſeines Landes zu bekümmern. Die junge Mutter nahm nun mit erneuertem Reize an den auf einige Zeit ihr verſagt geweſenen Geſellſchaften Theil, und bemühte ſich ſogar eifrig das Schießen zu erlernen, um ſelbſt von dieſer Unterhaltung des Hofes nicht ausgeſchloſſen zu bleiben. Die Königin Joſepha jagte beſonders gerne; auch bei den Faſanenſchießen im großen Garten erwies ſie ſich unermüdlich. Maria Antonia, von ihrem Gatten ermuthigt, fing an ſich auch an dieſen Vergnügungen zu betheiligen, von denen ſie ſich Anfangs, aus Rückſicht für den Churprinzen, fern gehalten.

Die muntere junge Frau hatte ſich nach und nach bei allen Gliedern der Familie beliebt gemacht. Ihre unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit, gepaart mit ſo viel Geiſt und Klugheit, hieß endlich ſelbſt Neid und Mißwollen ſchweigen, weil ſie mit ſtumpfen Waffen kämpften.

Dem klugen Brühl war es gelungen, ihr neben ſeiner Macht, auch ſeinen guten Willen zu zeigen, mit dem er ihr diente, ſobald ſie ihm ſeine hohe Stellung unbeſtritten ließ. Dazu rieth nun ſchon die Klugheit. So waren ſie denn nach und nach auf einen Fuß ſtillſchweigenden Uebereinkommens gelangt, ſich gegenſeitig nicht in den Weg zu treten, und der Lohn für dieſe Duldſamkeit der jungen, einſt ſo gefürchteten Prinzeſſin war die Will-

fährigkeit des Miniſters, ihre kleinen Wünſche verbindlich zu unterſtützen. Was ſie für ſich und ihre eigene Perſon begehrte, das bedurfte nur eines Wortes, und es war ihr gewährt. Gunſtbezeigungen aber, die weiter gingen, Beförderungen, Protection, Einfluß, damit durfte ſie ſich nicht hervorwagen, das hieß ſich in Dinge miſchen, denen ſie fern bleiben ſollte, das hieß auf's Neue gefährlich werden.

Das Oratorium la conversione di S. Agostino war beendigt, Haſſe hatte es in Muſik geſetzt, und Maria Antonia wünſchte es noch vor der Abreiſe des Hofes im Laufe des Winters zur Aufführung zu bringen; doch die Abweſenheit des Sängers Amoreooli verhinderte dieſes Vorhaben, oder vielmehr ſchob die Ausführung bis zum Oſterfeſte hinaus, wo die königliche Familie bereits wieder in Warſchau angelangt war. So fehlten denn die Hauptperſonen, an deren Lob ihr gelegen war. Dafür ward es ihr von anderer Seite deſto reichlicher geſpendet.

Graf Brühl hatte diesmal bei der Abreiſe des Königs dem Churprinzen einen geringen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten während der Zeit ſeiner Abweſenheit zugeſtanden. Freilich erſtreckte ſich dieſer nicht weiter, als auf die Vergünſtigung, von Allem unterrichtet zu werden, was im Miniſterrathe vorging; aber auch das verdiente ſchon Anerkennung. Es lag wenigſtens

ein Beweis der Höflichkeit, der Achtung darin, daß man den künftigen Thronerben mit dem, was vorging, bekannt machte, während man ihn bis jetzt so behandelt, als ob er nur eine Privatperson sei.

Besonders freute sich Maria Antonia über diesen kleinen Schritt vorwärts auf dem Wege zu einer Macht, die sie leider nie gewinnen sollte. Es ermuthigte sie zu hoffen. Der kluge Brühl hatte es wohl vorausgesehen, wie günstig es auf ihre Stimmung wirken würde, ihren Gemahl eine scheinbare Regentschaft führen zu sehen, und ihr darum diese Befriedigung gewährt. Er las aus ihren Briefen an ihn, wie sie das monotone Hofleben, das Beengende, in einem kleinen Kreise sich auf das kleinlichste überwacht zu sehen, verstimmte. Indem sie nun mit ihrem Gatten über die Staatsangelegenheiten unterrichtet wurde, indem sie vernahm, was außerhalb ihrer kleinen Hofgesellschaft sich zutrug, wurde ihr lebhafter Geist anderweitig beschäftigt, und das Einerlei ihrer Tage drückte sie nicht mehr.

Eine eifrige Correspondenz hielt sie dabei mit der übrigen Welt in Verbindung. Freilich gingen die Posten damals langsam, es herrschte kein reger Verkehr, wie jetzt, man mußte Wochen, ja Monate auf eine Antwort warten; allein endlich einmal erfolgte diese doch. Ihre Schwägerin war an den Sohn Ludwig's XV. verhei-

rathet, von deſſen glänzendem Hofleben ihr dadurch manche Kunde zukam. Außerdem lebte dort ein Rouſſeau und ein Voltaire, Namen, die ſie beide verehrte. In Neapel beſaß ſie eine andere Schwägerin, die künftige Königin von Spanien und Beſchützerin ihres allerſeitigen Lieblings, des jungen Raphael Mengs. Auch von andern Höfen kamen ihr dann und wann Nachrichten zu, mit ihren Verwandten in Baiern unterhielt ſie einen lebhaften Briefwechſel, und nur mit dem ihr faſt eben ſo nahe ſtehenden öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, der prächtigen Maria Thereſia und ihrer Familie, verkehrte ſie wenig.

Das politiſche Leben ſchlummerte jetzt äußerlich. Was ſich heimlich hier anſpann, das war ihr nicht bekannt. Die Fäden dazu waren noch zu fein geſponnen, um einem fremden Auge ſichtbar zu werden; was Oeſterreich, Rußland, Frankreich im Stillen reifen ließen, ſollte Niemand kennen, als der, vor dem ſie es am meiſten zu verbergen wünſchten, Friedrich von Preußen.

Das ernſte Leben dieſes Beſchützers der Wiſſenſchaften in ſeinem Kreiſe gelehrter Männer zog Maria Antonia lebhaft an und wurde ihr ein geheimer Sporn zu immer erneuertem Fleiße. In ihrer nächſten Umgebung fand ſie gar wenig Sinn für eine höhere Cultur des Geiſtes. Ihre jungen Schwäger, der Prinz Xaver und

der Prinz Karl, waren nicht sehr unterrichtet *); man hatte bei ihrer Erziehung vielleicht in dem Gedanken gewaltet, ein Fürst brauche nicht viel zu lernen. Die Herren des Hofes kannten selbst nur den Müßiggang. Woher sollte also der Antrieb kommen?

Um so bewundernswürdiger blieb das fortgesetzte eifrige Bestreben der muntern jungen Frau, ihren Geist zu erweitern und selbst etwas zu schaffen. Sie hatte, nach einer lebhaften Correspondenz mit Metastasio, die Uebersetzung seines Trauerspiels, Demetrio, in das Französische unternommen, und sandte dem Dichter von Zeit zu Zeit Bruchstücke dieser Arbeit, so wie sie damit fortrückte, zu. Als sie vollendet war, mußten die Herren und Damen des Hofes die Rollen einlernen und die Tragödie aufführen, wobei dann der Verfasserin nicht geringes Lob zu Theil ward. Freudestrahlend sah Maria Antonia dem Erfolge ihrer mühsamen Arbeit zu. Ach! Ihre ganze Seele dürstete ja nach solchen Erfolgen. Sogar bis nach Paris war die Kunde davon gedrungen. Die Herzogin von Brancas schrieb an Graf Wackerbart und ersuchte ihn um eine Abschrift davon. Dieser wandte sich darum wieder an Mademoiselle Sylvestre, und endlich wurde durch den Churprinzen selbst der Wunsch der französischen Dame erfüllt.

*) Sir Charles Williams.

Da Maria Antonia bei ihren vielen Arbeiten geſchickter Copiſten bedurfte, die ihr die Mühe des Wiederſchreibens einer verbeſſerten Sache erſparten, ſo benutzte ſie dazu junge Leute von Talent, welche der franzöſiſchen Sprache hinreichend mächtig waren, um dieſen Dienſt nach ihren Wünſchen zu erfüllen. Genöthigt dieſe jungen Männer in ihrer Gegenwart arbeiten zu laſſen und viel mit ihnen zu verkehren, erfuhr ſie häufig die Unannehmlichkeit, daß in ihren Köpfen ein Wahn entſtand, der ſie beleidigte. So hatte ſie denn erſtlich einen jungen Herrn Baum nach dem Königſtein zu ſenden, dann einen Sieni Piani des Planes in die Pleißenburg einſperren zu laſſen, wo die Pater Jeſuiten ihm Vernunft predigten, womit ſie auch glücklich zu Stande kamen. Die Langeweile allein belehrte ihn ſchon über ſeine Thorheit.

Dergleichen Vorgänge und die damit verbundenen unangenehmen Scenen ſollten aber ſowohl dem Hofe, wie der Stadt möglichſt fremd bleiben, um allen Mißdeutungen vorzubeugen; die Prinzeſſin nahm daher bei dieſen Veranlaſſungen die Juſtiz in ihre eigene Hand, und erließ die der Sache entſprechenden Befehle in ihrem eigenen Namen.

War dies geſchehen, dann erſt ſchrieb ſie nach Warſchau und rechtfertigte ihr Thun vor dem Könige und dem Miniſter. Der ſchlaue Brühl billigte ihre Handlungs-

weiſe ſtets vollkommen und gab ihr in Allem Recht. Seinem Stolze war es ſchon genug, daß ſie in allen kleinen Vorgängen des Lebens ſeine Billigung ſuchte und bedurfte. Fern war es alſo von ihm, ihr Vertrauen durch den leiſeſten Tadel zu verſcheuchen! Alles, was ſie betraf, erſchien ihm im Gegentheil vom größten Intereſſe, und er ermuthigte ſie, ihm vorzuplaudern, als ob ſie mit ihrer alten Wärterin rede. So erfuhr er denn genau Alles, was vorging, und auch nicht der kleinſte Umſtand wurde ihm verſchwiegen. Ja, als der Prinzeſſin Lieblingspapagei ſtarb, meldete ſie es Brühl, als demjenigen, der ihr ſeine Theilnahme nicht verſagen würde, mit den Worten: si j'étais pleureuse, je l'aurais pleuré.

Maria Antonia war nun ſchon drei Jahre in Dresden, der Reiz der Neuheit hatte ſich abgeſtreift, ſie kannte die Stadt, ſie kannte die Umgegend, die Streitigkeiten des Opernperſonals beluſtigten ſie nicht länger, ob die ſchon ein halbes Jahrhundert zählende, prächtige Fauſtine auf eine jugendliche Debütantin eiferſüchtig, das ließ ſie kalt, ſeit es ſich ſo oft wiederholt; und da ſonſt nichts von Bedeutung vorfiel, ſo ergriff ſie auf's Neue ein gewiſſes ennui, das aus einem nicht befriedigten Leben hervorgeht. Seufzend blickte ſie umher, nach einem Etwas ſuchend, das ſie ganz erfülle, nach einer Beſchäftigung dürſtend, die ſie ſich ſelbſt vergeſſen lehre. Die Kunſt

war so langsam, und die Stunden eilten so schnell dahin für eine Seele, die nach Erfolgen lechzte, nach Eindrücken verlangte, die sie zu neuen Anschauungen aufrufen möchten, um dann in ihr gereift, dem Leben zurückgegeben zu werden. Sie war ein unruhiger Geist, dem ein beschauliches Leben nicht zusagte; sie bedurfte der Thaten, sie wollte handeln, wollte mächtig in den Gang der Welt eingreifen, wollte die Verhältnisse ordnen, und — grade das blieb ihr versagt. Brühl maß ihr in dem Bezug seine Gaben nur sparsam zu. Immer ein kleiner Schritt weiter, mehr gestattete seine Vorsicht nicht.

Oftmals schloß die junge Fürstin ihre Bücher, warf einen kalten Blick auf ihre Musikalien und — eilte zu ihrem Kinde. Sie drückte den Kleinen an ihr Herz und liebkoste ihn, als wolle sie ihn erdrücken. Ach! Er verstand es nicht, was seine Mutter bewegte. Er kannte noch nichts von diesem Sehnen, das nach einer Wahrheit verlangt, welche Zeit und Ewigkeit in Eins zusammenschmelzen möchte! —

Man hatte ihr ein Regiment gegeben. — Wieder eine Beschäftigung! — Es hieß die Churprinzessin-Grenadiere. Sie befehligte es und sah seinen Exerzitien zu. Um so eifriger bemühte sie sich nun im Reiten, und feuerte auch den Churprinzen dazu an, und diese körperliche Bewegung, indem sie sie ermüdete, beruhigte zugleich auch

ihren Geiſt und ließ ſie dann mit neuem Vergnügen ihrer Talente pflegen.

Zeitſchriften gab es nicht, ſo wenig wie Journale. Nur ein Anzeiger wurde ſo eben erſt begründet. Erwachte ſie am Morgen, ſo konnte ihr der Tag nichts Neues bringen. — Ihr Gatte war nicht lebensluſtig, wie ſie ſelbſt. Ihre jungen Schwäger gehörten ihren eigenen Kreiſen an. Oftmals trat ſie an das Fenſter, ſchaute zu den Wolken auf, die raſch am Himmel vorüberzogen, und fragte ſich: „Steht denn dein Leben allein nur ſtill, wo Alles Bewegung iſt?“ — Hoffen! Abwarten! Auf den Zufall, auf die Gunſt des Schickſals rechnen, ja! — Damit tröſtete ſie ſich in einzelnen Momenten. Dann aber ſchrie in ihr der Jugend Ungeſtüm, die Jahre, die nicht wiederkehren, wollten nicht ungenützt entfliehen, und einer Fürſtin Lebensziel iſt nicht die Kunſt üben, ſondern ſie beſchützen.

## Viertes Capitel.

### Rabener und Voltaire.

Es war an einem Junimorgen. Ein ſtarkes Gewitter hatte die Nacht getobt und den Sommerhimmel mit ſchwerem Gewölke überzogen. Die Stadt lag wie in Schatten gehüllt. Obwohl ſchon die ſechſte Stunde mit mächtigem Schlage vom Thurme der Kreuzkirche aushob, ſo herrſchte doch immer noch Dämmerung in den Straßen Dresdens.

Auf dem freien Platze vor dem italieniſchen Dörfchen war es demungeachtet ſchon lebhaft. Hier war ſeit Kurzem ein neues Gebäude zum Himmel emporgewachſen, ſo ſtattlich, ſo ſchön, ſo vollendet in ſeiner Ausführung, wie in ſeinem Plane kunſtgerecht, daß es das Auge des Laien wie des Sachverſtändigen gleich ſehr anzog.

Vor ſeinem Eingange ſtanden jetzt Wachen aufgeſtellt, alle Thüren hielt die Leibgrenadiergarde beſetzt, ſo daß kein Unbefugter ſich eindrängen konnte. Nur in weiter Ferne wagten die Neugierigen einen Kreis zu bilden.

Vor dem Haupteingange waren mehrere prächtige Zelte errichtet. In dieſen befanden ſich der Domdechant

von Bautzen und der Nuntius des Papstes, Signor Archinto in dem ganzen Schmucke seines pompösen Kirchenornates, und eine nicht weniger reich gekleidete Priesterschaft schloß sich ihm an.

Jetzt fuhren die königlichen Wagen vor, August der Dritte, begleitet von seiner Gemahlin, seinen Söhnen und den Großen seines Hofes, stieg aus diesen; der Churfürst Christian und Maria Antonia folgten.

Kaum hatte die fürstliche Familie den Boden betreten und schritt die Stufen hinan, so öffneten sich die Zelte, und die reich gekleidete Priesterschaft trat daraus hervor und folgte langsamen Schrittes in die Kirche nach. Als sie das Portal des Gebäudes erreicht, schloßen sich augenblicklich hinter ihnen die gewaltigen Thüren, und die neugierig staunende Menge blieb davor zurück.

Im Innern erhob sich Orgelklang und Festmusik, begleitet von jedem frommen Ritus. Feierlich tönten diese Klänge in den stillen Morgen hinaus, und ließen die Bewohner der Stadt ahnen, daß von heute an ein neuer Cultus in den Mauern seine Stätte eröffnet, bei dem Volk und Fürst einander fremd gegenüber stehen sollten.

Die Versammlung in der Kirche war sehr zahlreich. Die Einweihungspredigt hielt der Beichtvater des Königs, Pater Leo Rauch; erst um zwölf Uhr schloß die

Feierlichkeit, worauf am Hofe große Gala und Mittagstafel statt fand *).

Freudestrahlend saß die Königin Josepha heute ihren Gästen gegenüber. Ihrem festen Glauben gemäß war ein Schritt gethan, der das Wohl ihrer Unterthanen sicherer förderte, als alle Reskripte der Minister. Ihrem Gotte war eine Kirche erbaut. Sie betete, daß viele Herzen gewonnen werden möchten durch diesen jetzt öffentlich stattfindenden Cultus der katholischen Religion.

In einem so rein protestantischen Lande war diese neue Pflanzschule nicht leicht zu ziehen. Die arme Königin fühlte das. Jene, welche mit ihr beteten, waren jetzt nur immer noch Fremde, es waren die Höflinge, welche der Fürstengunst gegenüber keinen Glauben hatten, es waren die Italiener, welche das Opernpersonal ausmachten, es waren die französischen Künstler, Ceremonienmeister und Hofdamen, es waren die reizenden Polinnen, welche ihre Eifersucht erregten. Aber das eigentliche Volk blieb ihren Priestern fern. —

Maria Antonia konnte den Jubel ihrer königlichen Schwiegermutter nicht theilen. War sie auch im Glauben mit ihr einig, so war sie wiederum duldsam genug, um ihren Weg des Heils nicht als den unerläßlich Einzigen

*) Klemm, Chronik von Dresden.

zu betrachten und, nach ihres Helden Friedrich's von Preußen Beispiel, die Freiheit des Bekenntnisses zu ehren.

Sie hatte der Königin Beifall gezollt, als sie eine Mädchenschule gründete, das jetzige Josephinenstift, das sie mit ihrem Namen beschenkte. Die Bildung und Erziehung des Frauengeschlechtes lag auch ihr am Herzen, und in die junge Seele, noch weich wie Wachs, drücken sich leicht alle Farben der Erkenntniß ein. Hier hielt sie es darum für Recht darauf zu wirken, daß die Wege des Heiles von ihren eigenen nicht verschieden liefen; allein die schon gewonnene Ueberzeugung wollte sie so wenig irre machen, noch sie tadeln — sie liebte Proselyten nicht.

So verhielt sie sich denn ziemlich ruhig bei diesem Freudenfeste, das die Stadt nicht theilte.

Um so wärmer nahm sie sich dafür der Juden an, deren Todte bis dahin nicht in Dresdens Erde ruhen durften und den weiten Weg bis zu dem Kirchhofe nach Göplitz zurückzulegen hatten, und ihrem feinen Spotte gelang es zu erwirken, was dies gequälte Volk durch sein vereintes Bitten nie vermocht. Es wurde ihm ein Kirchhof in der Umgebung Dresdens gestattet.

Ein zweiter Prinz ward ihr jetzt geboren, ein kränkliches Kind, das darum dem Mutterherzen um so näher lag. Seine Schmerzen, sein Weh durchzuckte dreifach die eigene Brust, seine flehende Geberde drängte sich wie ein

Vorwurf ihrer Seele auf, ob nicht durch ihr Verſchulden dem kleinen Erdenbürger das ſchlimmſte aller Looſe gefallen, mit einem ſiechen Körper kämpfen zu müſſen. Nicht mit Mutterluſt und Mutterwonne drückte ſie den kleinen Karl an ihr Herz. Er weinte und ſie weinte mit ihm. Er lachte und — ſie lachte nicht mit ihm; denn auf dem bleichen, alten Kindergeſichte nahm ſich dies Lachen wie ein Hohn aus. Kam nun der muntere kleine Fritz dazu gelaufen, ſtieß eiferſüchtig das Brüderchen weg und wollte für ſich allein der Mutter Zärtlichkeit in Anſpruch nehmen, dann wies ſie den muntern Knaben oft faſt unwillig zurück, weil ſeine Vorzüge ihr ein Unrecht ſchienen gegen dies arme, ſchwache Kind, dem ſie als Morgengabe das Leid verliehen.

Im Mutterherzen wohnt in dem Bezug Gerechtigkeit, und mehr als das. Das verwahrloſte Kind wird ihm bald das liebſte, es entſchädigt durch die Ueberfülle ſeiner Zuneigung für das, was die Natur verweigert. Sie fühlt inſtinktmäßig, daß es das Opfer trägt für die Sünden ſeiner Väter.

Bald wurde der kleine Karl ſeiner Mutter Liebling. In dieſer Sorge für ein krankes Kind hätte eine Mutter ihre Befriedigung finden, ſie hätte damit ihr Leben ausfüllen können, wäre dieſe Mutter nicht zugleich eine Fürſtin geweſen.

Ist Reichthum ein Glück, so ist er auch wiederum ein Fluch, und wer den Quellen nachforscht, aus denen unsere Leiden und unsere Freuden hervorgehen, wird bald erkennen, wie wenig das Geld hierbei den Ausschlag zu geben vermag.

Um in der Sorge für ein anderes Leben sein Genüge zu finden, darf diese Sorge nicht allein in der Empfindung bestehen, sie muß sich auch bethätigen können. Die kleinen Dienste, das hülfreiche Herbeischaffen, die Vor- und die Fürsorge für alle Bedürfnisse, darin beweist das Weib seine Stärke und darin findet es auch sein Glück. Eine Mutter, welche die Sorgen fremden Händen anvertrauen muß, wird dem Liebling ihres Herzens nicht unentbehrlich, wie eine andere Mutter, deren Kind, wenn es krank ist, nur von ihr bedient, nur von ihr gepflegt, nur von ihr die Worte des Trostes vernehmen will, welche kein anderer Mund so sprechen, zu denen kein anderes Auge mit einem solchen Ausdruck des Mitgefühls und des Trostes blicken kann. Maria Antonia durfte nur Zuschauerin sein, wenn ihr Kind litt. Seufzend kehrte sie in ihre Gemächer zurück und legte die stolzen Prunkgewänder an, um eine Audienz zu ertheilen, um ihr ganz fremden Menschen huldvoll zuzulächeln.

Sie arbeitete jetzt wieder viel, sie dichtete, sie trieb Musik und sang, von Hasse accompagnirt, und der Hof

und die fremden Gesandten hörten ihr zu. Sie führte auch das Whist am Hofe ein, woran ihr Gatte an andern Abenden Theil nehmen konnte. Sie vollendete einen italienischen Text zu der Oper „Palestri, Königin der Amazonen". Doch das Alles befriedigte sie nicht ganz. Immer war es ihr, als müsse sie in weitern Kreisen wirken, als bedürfe sie für ihre Thätigkeit ein weiteres Feld; immer auf's Neue empfand sie das Beengende der strengen Hofetikette und der ihr gezogenen Grenzen.

Gottlieb Wilhelm Rabener ward um diese Zeit nach Dresden berufen, um beim Steueramte den Dienst eines Secretärs zu übernehmen. Seine Schriften waren bekannt, von seinen Satyren hatte Maria Antonia mehrere gelesen und sich an deren gesunden Humor erfreut. Er selbst wurde ihr als angenehmer Gesellschafter gerühmt und seine Sitten nannte man untadelhaft. Sie wünschte nun nichts sehnlicher, als einen so geistvollen Mann kennen zu lernen. Allein, wie schwierig war selbst die Erfüllung eines solchen Wunsches für eine Prinzessin, und wie wenig durfte sie auf eine nähere Berührung mit ihm rechnen bei den so weit getrennten Kreisen der Gesellschaft jener Zeit.

Rabener hatte sich auf der Ramm'schen Gasse eingemiethet, ohne zu ahnen, daß dieses Stadtviertel nicht

des besten Rufes genieße*). Er kam von Leipzig als Fremder hierher und war daher mit den Localitäten nicht vertraut.

Gleich bei seiner Ankunft wartete er dem Grafen Brühl pflichtmäßig auf und wurde von diesem mit gewinnender Artigkeit empfangen. Er konnte höchst verbindlich sein, der stolze Minister, und war fast zu verbindlich, sobald er zu gewinnen wünschte. Hier fürchtete er nun noch die Feder des Gastes.

Rabener trat ihm mit schönem, stolzen Wesen und lachender Miene entgegen. Ihn konnte der Rang des Mannes und seine gestickten Kleider und galonnirten Diener nicht einschüchtern; denn sein scharfer Blick drang bis in die innersten Falten des Herzens und entdeckte hier, was ihn von aller Demuth fern hielt. Er fühlte eher Mitleid mit dem Manne.

„Sie schreiben gar anmuthige Sachen," hatte Graf Brühl im Laufe der Unterhaltung bemerkt. „Und dennoch nennt man Sie einen sehr gewissenhaften Arbeiter. Ich bewundere, daß Sie Beides zu vereinen verstehen."

„Erst der Pflicht gehorcht, und dann die Erholung gewährt, Excellenz," antwortete der Steuersecretär mit

*) Rabener's Briefe an Cramer.

heiterer Miene. „Das ganze Leben ist ja nur ein Scherz, wie sollte ich denn nicht ein bischen Ernst hineinzuflechten suchen, der Würze halber.“

„Sie haben ein glückliches Temperament,“ erwiderte der Minister verwundert.

„Oder auch ein düsteres, das ich mit seinen trüben Bildern durch mein Lachen aufzuhellen suche,“ sagte Rabener. „Im Ernst den Scherz, im Scherz den Ernst.“

„Dem Humor soll oft die Hypochondrie sehr nahe stehen,“ bemerkte Brühl sinnend die heitere Miene des Satyrikers musternd. „Wie gefällt es Ihnen in Dresden? Vielleicht sind Sie nur ungerne von Leipzig zu uns hergekommen? Vielleicht gefielen Sie sich dort besser?“

„Ich habe darüber nicht nachgesonnen, Excellenz; der Mann muß seinem Berufe folgen, und bei einer Beförderung und einer Erhöhung seines Gehaltes sich nicht umsehen nach den gedeckten Tischen ihm befreundeter Familien. Was ich zu meinem Leben brauche, das finde ich überall leicht wieder, und die Trennung von meinen Freunden ersetze ich durch Briefwechsel.“

„Ich hoffe, daß es Ihnen hier gefallen wird, wenn Sie erst Muße gefunden haben, sich an unsern Kunstschätzen und unserer herrlichen Oper zu erfreuen. Haben Sie schon Belli singen gehört? Die herrliche Pilajo ver-

läßt uns ohnehin nächſtens. Auch Fauſtine wird Sie immer noch entzücken. Haben Sie nur ein wenig Geduld, und Dresden wird Sie Leipzig vergeſſen machen.“

„Ohne Zweifel, Excellenz — bis auf die Lerchen, die ich nicht werde verſchmerzen können!“

Er ſagte das mit ſo komiſchem Pathos, daß Brühl nicht umhin konnte herzlich aufzulachen, und ihn höchſt gnädig verabſchiedete.

Bald darauf ließ er ihn wieder zu ſich entbieten, um ihn in ſeinem Garten auf der Terraſſe der Churprinzeſſin vorzuſtellen. Maria Antonia hatte ſich wiederum vorzugsweiſe an den mächtigen Günſtling wegen Erfüllung ihres Wunſches gewendet, der ihr mit ſeinem gewohnten: „Sie haben nur zu befehlen, vous n'avez qu' à ordonner,“ darauf entgegnet.

So hatte ſie denn das Vergnügen dem witzigſten Manne Deutſchlands gegenüber zu ſtehen und ihm ihre ſchöne Hand zum Kuße entgegen zu reichen, die er fußfällig an ſeine Lippen drückte.

Die Art, wie er ihr zu antworten wußte, war ihr neu. So ſchlagend, ſo ſcherzhaft, ſo vielſagend waren dieſe Entgegnungen, daß ſie ſich davon auf eine Weiſe electriſirt fühlte, die ſie berauſchte. So ungefähr mußte auch Voltaire reden, dachte ſie, und begriff nun die ganze

Größe des Vergnügens, welches Friedrich von Preußen in seiner Gesellschaft genoß.

Sie sprach mit ihm von seinen literarischen Arbeiten, von den gelehrten Männern Leipzigs, von Gellert, Gottsched, und Allem, was auf geistigem Gebiete gefördert ward, und erquickte sich wahrhaft an diesem Austausch. Es war ihr ein so seltenes Vergnügen aus dem Schatze ihres Geistes das Beste hervorholen zu dürfen, während sie in ihrem Leben immer mehr auf leichte Rede, auf Phrasen, auf nichtssagende Scherze angewiesen war, daß sie sich so erfrischt und belebt fühlte, wie wenn die Blume sich des Lichtes erfreut. Wie schnell war ihr diese Stunde entflohen! —

Und, wie kein Unglück allein kommt, so scheint auch die Freude gerne ihre Begleiter zu haben; denn noch am selbigen Tage lief ein Brief von der Gottsched ein, worin diese ihr die Dedication eines Buches antrug, unter Aeußerungen, welche grade von dieser Frau kommend, dem Ohre der Fürstin doppelt schmeichelhaft klangen. Sie schrieb:

„Ew. Königliche Hoheit erhabenes Lob überlasse ich derjenigen Feder, die von der Vorsehung bestimmt sein wird, einst der würdige Herold von deren vortrefflichen Eigenschaften und eben dadurch der Ehre ihrer Zeiten zu sein. Ich, die ich die Unfähigkeit meiner Feder

nur gar zu oft empfinde, besitze nicht Verwegenheit genug, mich an das Meisterstück der Musen zu wagen. Zudem sind die seltenen Vorzüge der Schutzgöttin sächsischer Musen der Welt viel zu bekannt, als daß sie eines andern Zeugnisses bedürfte, als die unsterblichen eigenen Werke einer Maria Antonia. Ew. Königliche Hoheit werden also gestatten, daß ich die gnädigste Erlaubniß, welche ich erhalten habe, Dero höchsten Namen diesem Werke vorzusetzen, durch ein Unterfangen nicht entweihe, zu welchem ein Griffel gehöret, der über die besten seiner Zeit so erhaben ist, als Ew. Königliche Hoheit durch deren vortreffliche Eigenschaften über die mehrsten Personen Dero Standes erhaben sind.

„Geruhen Sie, Durchlauchtigste Gnädigste Frau, mich ferner eines Schutzes und einer Gnade zu würdigen, die alle Geschicklichkeit ersetzen werden, welche mir fehlet. Mein ganzes Verdienst werde ich lebenslang in den eifrigsten Wünschen für das höchste Wohlsein Dero allertheuersten Person und in der tiefsten, treuesten Verehrung suchen, mit welcher ich bis an das Ende meines Lebens verharre Ew. K. H.

unterthänigste Dienerin
Gottsched."

Mehrere Male durchlas Maria Antonia dies Schreiben, dessen Inhalt sie auf das angenehmste beschäf-

tigte. Die Wangen von der Erregung geröthet, saß sie sinnend da, als ihr Gatte eintrat und sie theilnehmend fragte, was sie so ernst beschäftige. Sie sprang auf und schlang beide Arme um seinen Nacken.

„Welch' ein Glück ist es doch berühmt zu sein!“ rief sie sich an ihn schmiegend aus. „Ich habe einen so schönen Brief von der Gottsched bekommen! Ach! Und ich frage mich nun, ob sein Inhalt auch mir, ob er nicht vielmehr der Churprinzessin von Sachsen gälte!“

„Wer wollte sich mit solchen Zweifeln plagen!“ rief ihr Gatte fast unwillig. „Du kennst Deinen Geist, Deine Talente, warum sollen denn Andere sie nicht würdigen? Es ist ja weltbekannt, welch' eine begabte Dichterin und Tonkünstlerin Du bist! Orden, Diplome, das Lob so Vieler hat Dir das bewiesen, und nun willst Du zweifeln, wenn eine Frau, wie die Gottsched, Dir noch ihr Schärflein Weihrauch streut?“

„Weil sie eine Frau und selbst begabt ist,“ erwiderte Maria Antonia einfallend.

„Und Dir lange nicht das Wasser reicht, Du Einzige Deines Geschlechtes.“

„Schmeichler!“ rief sie heiter und hielt ihm die Finger auf den Mund. „Du bist zu sehr für mich eingenommen.“

„Wenn Du mich reden ließest, so würde ich Dir

noch eine ſehr intereſſante Neuigkeit mittheilen," flüſterte er, mehr als er es ſprach, unter dem Drucke der ihn beengenden Finger.

„Nun, ſo rede!" ſagte ſie gutgelaunt und zog ihre Hand fort.

„Voltaire iſt in Leipzig!"

„Wie?" rief Antonia und ſprang empor, wie wenn ſie eine Tarantel geſtochen. „Wie? Er iſt dort und kommt nicht auch zu uns?"

„Er iſt dort, auf der Reiſe in ſeine Heimath. Er war von Breitkopf eingeladen, hat das Quartier aber nicht angenommen, und überhaupt ſo viel Launen gezeigt, daß man ſeiner faſt überdrüßig geworden."

„Ach! Wenn ich ihn nur ſehen, ihn nur bewirthen könnte, ich würde ſeiner nicht überdrüßig werden!" rief die junge Frau ſchmerzlich bewegt. „Chriſtian, iſt denn keine Möglichkeit, daß wir nach Leipzig fahren, oder ihn zu uns hierher einladen können?"

„Keine, Antonia, ſo gerne ich Deine Wünſche ſonſt erfülle — keine. Du kennſt der Königin Vorurtheil gegen den Philoſophen; Du weißt, wie ſehr Brühl den König von Preußen und ſeine Freunde haßt. Hier würden wir alſo auf doppelte Weiſe verſtoßen. Beruhige Dich alſo. Tröſte Dich! Vielleicht künftig einmal! — Wer weiß, ob er

nicht in dieſer Stunde auch bereits ſchon wieder von dort abgereiſt iſt.“

Die junge Frau ſeufzte.

„So ſei es denn,“ ſagte ſie, „ich will nicht weiter daran denken. Eines Tages aber, Chriſtian, wenn wir hier herrſchen werden, das verſprichſt Du mir, dann darf ich, wie unſer Nachbar in Berlin, eine Ariſtocratie des Geiſtes um mich verſammeln.“

„Deren Königin Du biſt, und ich nenne mich dabei Deinen erſten Vaſall,“ ſagte der junge Mann, bewundernd in ihr glänzendes Auge ſchauend.

---

## Fünftes Capitel.

### Der Abſchied Raphael Mengs von Auguſt III.

Fauſtine war von Paris zurückgekehrt. Erfüllt von den Eindrücken ihrer Reiſe, gehoben durch den Beifall, womit man die berühmte Sängerin überall empfangen, mit neuen Ehren und Geſchenken überhäuft, ſah ſie Dresden wieder. Sie glaubte ſich hier kalt begrüßt. Mit umwölkter Stirne maß ſie jetzt in großen Schritten ihr

Gemach und brütete über Plänen, um ihren Empfang zu rächen.

Ihre Töchter saßen im Nebenzimmer mit ihren Studien beschäftigt; ihr Gatte hatte sich in die Capelle begeben, um die Probe eines neuen Oratoriums zu leiten. So war sie sich denn selbst überlassen und konnte ungestört den bösen Einflüsterungen verletzter Eitelkeit Gehör geben.

„Unbeständiges Menschengeschlecht!“ sagte sie sich bitter. „So wie man die Hand umwendet, ist auch seine Liebe, seine Bewunderung verschwunden. Als ich abreiste — glaubte man mir Thränen nachweinen zu müssen. Damals, so schien es, konnte Dresden nicht ohne mich bestehen. Und jetzt? Jetzt — sagt man: Ah! Schon wieder zurück? — Das klingt, als ob ich ihnen noch zu früh gekommen wäre. Und was ist es, worüber sie mich entbehren lernen, wodurch sie mich ersetzt gefunden? Ein Knabe ist es! Ein bloßer Knabe! — Man spricht, man denkt, man wünscht und man bewundert nichts mehr als — diesen Knaben! — Trauriges Geschick meines Geschlechtes, daß sich bei uns der Ruhm an unsere Jahre knüpft, daß wir nur das gelten, was wir auch zugleich durch unsere Erscheinung sind! Doch — noch bin ich Faustine! Noch ist meine Zeit nicht vorüber, noch hat die Künstlerwelt keinen Ersatz für mich zu bieten, und darum auch — ist die Rache in mei-

ner Hand. König Auguſt wird es erfahren, wie ein beleidigtes Weib fühlt. Ich trete nun nicht auf. Mag er einmal ſehen, wie ſeine Opern ſich ohne Fauſtine ausnehmen. Ich trete nicht darin auf."

Ihr Selbſtgeſpräch unterbrach die Erſcheinung des Beichtvaters der Königin. Guerini, immer geſchäftig, immer vermittelnd, hatte ſchon geahnt, daß ſein Amt hier wieder beginnen müſſe, und ſchob darum ſein gutmüthig lächelndes Geſicht durch die Thüre in dem Augenblicke, wo die beleidigte Künſtlerin ihre Rachepläne in ſich zur Reife gedeihen ließ.

„Ah! Sieh' da!" rief ſie ihm entgegen mit jenem frohen Tone, der vielleicht der Hoffnung galt, ihren innern Zorn jetzt an einem Gegenſtande kühlen zu können. „Unendlich gütig, mon père, daß Sie den Weg nach meinem Hauſe gefunden haben, d. h. wenn es kein Irrthum iſt, wenn Sie nicht aus bloßem Verſehen hier eingekehrt, wenn nicht die alte Gewohnheit Sie dieſen Weg geführt und Sie eigentlich nach der Wohnung des jungen Mengs haben einlenken wollen."

Guerini kniff bei dieſer Anrede die Augen ein wenig zu und ſtieß ein vergnügtes Hm! aus, das der Ueberzeugung galt, ſchon errathen zu haben, was die Stimmung der Fauſtine ſo erbittert.

„Sie kennen meine Verehrung für Sie," ſagte er

dann, „und dieſe wird mich ſtets richtig leiten, Sie aufzufinden, wo Sie auch ſeien!“

„Worte! Nichts als Worte!“ rief ſie ſpöttiſch. „Wie oft habe ich ſchon Aehnliches gehört, wie oft! Und aus welchem Munde! Gott! Wie wandelbar die Menſchen ſind! Elendes Geſchlecht! — Und nach dem Beifall ſolcher Geſchöpfe konnte ich ſtreben? Ein Unglück für mich, daß ich je dieſen Boden betrat!“

„Aber ein Glück für uns!“ erwiderte der Pater ſanft; denn ihn mochten ſolche Ausbrüche des Zornes ſchon vorbereitet finden, und er die beſte Weiſe ſie zu beſchwichtigen kennen. „Ein großes Glück für uns, ja, wenn ich mich recht ausdrücken will, ein unermeßliches Glück für uns!“

Fauſtine lachte hell auf.

„Das Sie nun genug genoſſen, nicht wahr? Man ſehnt ſich nach etwas Neuem, man liebt die Veränderung, man gibt der Jugend den Vorzug. Dieſer kleine Mengs muß ein allerliebſter Knabe geworden ſein, um Jung und Alt in dem Maße zu begeiſtern, daß man über ihn eine Fauſtine vergißt.“

„Welche Läſterung!“ rief Guerini entſetzt. „Als ob das möglich, als ob es denkbar wäre! Man freut ſich an ſeinem ſchönen Talent, das dem Könige um ſo mehr Vergnügen gewährt, weil er es gewiſſermaßen an das Licht ge-

bracht, und die Stadt iſt ſtolz darauf, daß ein Sachſe in der Künſtlerwelt eine Rolle ſpielen ſoll; aber — Fauſtine von ihm verdunkelt zu ſehen — mein Himmel, das gehört ja zu den Unmöglichkeiten!“

„So —?“ fragte ſie gedehnt. „So? Und wie kommt es denn, daß Niemand von mir und alle Welt nur von ihm ſpricht? Daß Niemand äußert, man habe mich entbehrt, und alle Welt das Glück preiſt, den kleinen Raphael wieder zu haben?“

„Weil er ein Landeskind und unter den Augen der Bevölkerung aufgewachſen iſt.“

„Lächerliche Ausrede! Als ob es ſonſt keine Landeskinder gäbe! — Auch Haſſe iſt von hier und Neumann nicht minder. Nein, nein, Sie täuſchen mich nicht! Man hat mich vergeſſen, man liebt mich nicht mehr. — Gut denn! Wenn man mich entbehren kann, ſo ſei es; ſo mag der kleine Raphael meine Partien ſingen, und wenn er ſie nicht ſingen kann, ſie ihnen malen.“

Guerini ſah ein, daß es ihm nicht möglich ſein werde, den Zorn der Schönen allein zu beſchwichtigen. Er verabſchiedete ſich alſo und eilte zu dem engliſchen Geſandten. Dieſer, der eifrigſte Verehrer der Fauſtine, ſollte ihm ſeinen Beiſtand leihen.

Er fand ihn nicht in ſeinem Hotel, und mußte ihn in dem Atelier des Raphael Mengs auffinden, wo

er jede müßige Minute zubrachte. Guerini trug ihm sein Anliegen vor.

„Ich möchte Ihnen gern beistehen," erwiderte Sir Charles; „aber wie ist es möglich? Ich wage nicht vor Faustine zu erscheinen. Sie weiß, daß ich meinen Raphael über Alles lieb gewonnen und mein ganzes Leben mit ihm zubringen möchte; sie weiß, daß ich nur darum den Gesandtschaftsposten in Petersburg noch nicht angenommen, weil ich mich von ihm nicht trennen kann; sie weiß es; denn sie weiß Alles, weil es immer noch Leute gibt, schlecht genug, um ihr das zu hinterbringen, was ihr den meisten Kummer verursacht. Ihr Zorn trifft daher vorzugsweise mich; denn sie duldet keine Götter neben sich, sie verlangt, daß ich nur sie allein bewundere, und seit ich einen großen Theil in meinem Herzen meinem Raphael eingeräumt, bin ich ihr verhaßt."

Guerini sah wohl ein, daß Sir Charles ihm keine Hülfe gewähren könne. Wo diese also finden?

Wohin er sein Auge wandte, stieß er immer auf neue Verehrer des jungen Künstlers, überall hörte er nur dessen Lob — in Wahrheit sprach Niemand von Faustine.

In seiner Rathlosigkeit wandte er sich endlich an die Churprinzessin, die ihm schon in mancher ähnlichen Verlegenheit ihren Beistand geliehen. Maria Antonia

ſann einige Minuten nach. Sie kannte Fauſtine genau, ſie wußte, daß die verletzte Eitelkeit ſie zu dem Aeußerſten treiben könne, und die Oper ohne Haſſe verloren ſei.

„Ich will Ihnen einen Rath geben,“ ſagte ſie dann bedächtig; „wenden Sie ſich an Raphael ſelbſt. Er wird Rath ſchaffen, indem er ſelbſt ſeine Kunſt zu den Füßen der ſtolzen Sängerin legt.“

Guerini fand dieſe Idee prächtig und eilte von dannen ſie in Ausführung zu bringen.

Er fand den jungen Mengs allein mit ſeiner Schweſter Thereſe, welche die Nacht von Correggio für die Königin copirte und ihren gelehrteren Bruder ſo eben um ſeinen Rath gebeten hatte.

„Ich möchte Fauſtine gerne malen,“ ſagte der junge Mann beſcheiden, „und ich werde ſie ſogleich darum bitten, mon père, ſobald Sie es wünſchen; doch bin ich mit Arbeit überhäuft, und die göttliche Sängerin ahnt nicht, wie ſehr ich von den Beweiſen der Liebe leide, womit man mich hier ſo unverdient überhäuft. Man ſtört mich den ganzen Tag, ohne zu überlegen, wie viel dem Künſtler ſeine Zeit gilt. Ich kann nicht unfreundlich ſein gegen Beweiſe der Theilnahme, und wiederum ſchaffen ſie mein Elend. Ich ſehe nicht ein, was hier aus mir werden ſoll. Will ich zur Ehre meines Königs redlich fortſtreben ein großer Künſtler zu werden, ſo darf ich meine Zeit nicht

zersplittern, und ich glaube, daß mir dazu kein anderes Mittel bleibt, als nach Rom zurück zu kehren."

„Das würde dem Könige gar weh thun, mein Raphael, Dich entbehren zu sollen," sagte der Pater beschwichtigend. „Eile damit wenigstens nicht."

„Wenn die Jahre nicht eilten, mon père," rief der Jüngling feurig, „wenn ich nicht wünschte dem guten König noch durch meinen Ruhm Freude zu machen!"

„Versuche es nur noch eine kurze Weile!" bat der Priester. „Erfülle mir nur vor Allem erst meine Bitte wegen der Faustine."

„Gewiß, mon père. Gleich heute noch begebe ich mich zu der gefeierten Künstlerin."

Guerini entfernte sich, um zu Graf Brühl zu eilen und ihm den Vorgang zu berichten, und dieser erzählte es am Abend dem Könige.

„So werde ich ihn wohl entlassen müssen," sagte August III., „so lieb er mir ist; denn ich sehe es ein, daß er recht hat. Alle Welt will ihn genießen und seine Arbeiten besitzen, und ich, sein König, stehe auf diese Weise zurück. Das geht nicht, denn grade mir verursachen seine Bilder die größte Freude."

Indessen trat Raphael Mengs in das Haus der Faustine. Ueberrascht hörte sie seinen Namen und ließ

ihn vor sich, ehe sie noch nachgedacht, ob sie ihn auch empfangen wolle oder solle.

Mit grabem, schönen Wesen trat er vor sie hin, und verneigte sich, um ihre Hand an seine Lippen zu führen.

„Ich komme mit einer Bitte," sagte er mit bescheidenem Ernste, „deren Gewährung meinen Namen groß machen kann. Die berühmte Faustine hat, so viel mir bekannt, noch keinem Künstler gesessen; möchte sie mir diese Gunst aufgespart haben, um durch sie unsterblich zu werden."

Faustine hatte während dieser Anrede ihren Blick forschend auf ihm ruhen lassen. Sein offenes Wesen, der geniale Aufblick seines Auges machten den günstigsten Eindruck auf sie; sie fühlte in ihm ein ihr verwandtes Wesen und eine echte Künstlernatur.

„Es gab eine Zeit, wo ich Ihnen diese Bitte hätte gewähren mögen," sagte sie und winkte ihm Platz zu nehmen; „aber das ist schon lange her. Jetzt ist es zu spät dazu. Die Faustine von heute erkennt sich selbst nicht mehr in der Faustine von ehemals, und aus dem Bilde die Menschen mit andern Augen ansehen, wie mein Ruf von mir gesagt, das scheint mir ein Unrecht gegen mich selbst, wie gegen das Publikum zu sein. Wer sich will malen lassen, um der Nachwelt ein entsprechendes Bild

von ſich zu hinterlaſſen, ſollte es in ſeiner Jugend thun — d. h. ich rede da von uns Frauen. Bei einem Manne iſt es eine andere Sache: bei dem malen Sie den Charakter, bei uns nur die Form und die ſie beſeelenden Empfindungen.“

„Und doch wollten Sie einer Roſalbe die Gunſt gewähren, Sie malen zu dürfen?“

„Weil ſie eine Frau iſt,“ fiel raſch Fauſtine ein, „und weil unſer Geſchlecht zu einander halten muß, darum lieh ich ihr meinen Kopf zum Zeichnen. Aus keinem andern Grunde. Sie aber bedürfen nicht einmal einer ſolchen Gunſt; denn Sie ſind ſchon ein berühmter Mann.“

„Sie ſpotten meiner,“ erwiderte Raphael mit beſcheidener Würde, „und die große Fauſtine ſollte eines Jünglings nicht ſpotten, der mit Ernſt denſelben Pfad zu wandeln bemüht iſt, den ſie ſelbſt ſo ruhmvoll zurückgelegt.“

Er ſtand auf; Fauſtine, ſich mit ihm erhebend, bot ihm die Hand und ſagte herzlich: „Raphael Mengs, ich prophezeihe Ihnen eine reiche Zukunft. Der Ruhm iſt ein ſchöner Begleiter für das Leben eines Mannes; denn der Frau wird er oft eine gefährliche Klippe. Mögen Sie glücklicher werden, wie ich es geweſen bin.“ Thränen entſtürzten ihren Augen und ſie wandte ſich von ihm ab.

Bewegt verließ er das Haus.

Wenige Tage darauf überbrachte er dem Könige die Skizze zur Himmelfahrt, und knüpfte nun sogleich die Bitte daran, nach Rom zurückkehren und das Bild dort malen zu dürfen. August war schon vorbereitet, und willigte, wenn auch ungern, ein. Er sah es ein, daß er den Jüngling vor seinen Freunden retten müsse.

Niemand war glücklicher über diesen Entschluß, als die schöne Margareta. Sie fing sogleich an zu packen und zu räumen und konnte die Stunde der Abreise nicht erwarten. Barbara sah ihr dabei mit hämischem Lächeln zu. Der alte Mengs aber war keineswegs mit dem Entschlusse seines Sohnes einverstanden; denn er fühlte es deutlich, daß er nicht ohne ihn leben konnte, und ihn zu begleiten war ihm nicht gestattet. Noch mehr aber wuchs sein Mißfallen, als seine beiden Töchter erklärten, ihren Bruder begleiten zu wollen; denn auch sie mochten nicht länger von Barbara abhängig sein und ihre Kunst ernährte sie völlig.

Der Friede des Hauses war damit gestört, und Raphael wünschte nun möglichst schnell den vielen Vorwürfen der Undankbarkeit zu entgehen, womit sein Vater ihn marterte. Nur das Bild seines Freundes Annibali wartete der Vollendung, dann wollte er ohne Verzug abreisen. Nicht eine Stunde müßigte er sich von dieser

Arbeit ab, und ſelbſt die Nacht nahm er noch zu Hülfe, um es zu vollenden, ſo wie er es vollendet wünſchte.

Er hatte König Auguſt verſprochen, es ihm noch zu zeigen, wenn der letzte Strich daran gethan. Schon ſtand der bepackte Wagen vor der Thüre, da eilte Raphael Mengs in Reiſeſtiefeln, das Bild in der Hand, auf das Schloß.

„Hier, Sire,“ ſagte er, „iſt mein Freund, an dem ich noch die ganze Nacht gearbeitet. Und die Poſtpferde ſtehen vor der Thüre.“

„Mein Raphael,“ erwiderte der König, „ich finde in dem Gemälde etwas gar feines, welches ich nicht in den andern für mich gemalten Bildern bemerkt.“

„Ja, Sire,“ verſetzte der Künſtler, „das kann wohl ſein; „denn der Freund malte hier den Freund, und mit dieſer Empfindung darf man Fürſten nicht portraitiren.“

Lachend reichte der König dem jungen Mengs ſeine Hand, die dieſer an ſeine Lippen führte, und ſagte dazu: „Du haſt wohl recht. So lebe denn wohl, und wenn Du wieder in Rom biſt, ſo vergiß nicht auch ein bischen als Freund an meinem Bilde zu malen.“

Gerührt ſchied der junge Künſtler von ſeinem großmüthigen Beſchützer, den er zum letzten Male geſehen.

Bald lag die Stadt hinter ihm, wo er ſo viel Freundſchaft gefunden, und ſein Blick richtete ſich nun

der Zukunft entgegen. — In Dresden aber gab es traurige Gesichter, als er geschieden. Ismael Mengs wandelte gesenkten Hauptes durch die Straßen, und Sir Charles Williams klagte laut, daß ihm sein halbes Leben geraubt sei mit der Trennung von diesem hoffnungsvollen jungen Leben. Auch der König vermißte ihn, und Graf Brühl sann nach, womit er diese Lücke ausfüllen könne. Nur die alte Barbara lächelte vergnügt, und Pater Guerini schlich mit erleichtertem Herzen zu Faustine, um ihr Glück zu wünschen, daß der jugendliche Nebenbuhler das Feld geräumt. Sie aber blickte ihn ernst an und erwiderte mit strenger Miene:

„In dem Jünglinge wohnt eine echte Künstlerseele, in ihm habe ich mich selbst erblickt, seine Zukunft war einst mein Traum, mon père. Der Knabe ist für mich ein Mann geworden; wer ihn liebt, der liebt auch mich; schmähen wir ihn also nicht."

Guerini sah sie erstaunt an, denn er verstand sie nicht.

## Sechstes Capitel.

### Die Ankunft der Madonna del Sixto.

Die Geburt Ludwig des XVI. wurde vom sächsischen Hofe durch prächtige Feste begangen. König August war stolz darauf, in seinem Enkel dem Throne von Frankreich einen Erben zu geben, die Königin Josepha freute sich des Glückes ihrer Tochter; Maria Antonia aber hoffte eines Tages noch am Hofe des Dauphin, ihres Schwagers, das glänzende Leben der ersten Stadt der Welt kennen zu lernen.

Der kleine Prinz, dessen Eintritt in die Welt so große Erwartungen wach rief, lag indessen noch halb bewußtlos in seiner goldenen Wiege, unter den Lilien Frankreichs, dessen Thron er später mit seinem Leben bezahlen mußte. So wenig ahnen wir, was uns im Hintergrunde der Zeiten droht.

Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen, den Salven der Infanterie, wurde ein Tedeum gehalten, das den erstaunten Bewohnern der Hauptstadt verkündigte, welch' eine glückliche Begebenheit das Fürstenhaus so hoch erfreute. Wer zu dem Hofe gehörte, eilte seinen Glückwunsch darzubringen, wer ihm ferne stand,

hörte die Neuigkeit mit gemiſchten Empfindungen. Frankreich hatte den Deutſchen nie wohlgewollt, war nie deren Glück förderlich geweſen; ein echtes deutſches Herz blickte mit Mißtrauen auf einen Nachbar, der ſeine leichtfertigen Sitten, ſeine Moden, ſeinen bunten Flitter und — jetzt auch ſeinen Unglauben den Deutſchen aufdrängen wollte. Es wurden daher verſchiedene Urtheile über dieſe Begebenheit laut, die manche Vorfälle neu in Anregung brachten. Die Feſte koſteten Geld, ſehr viel Geld. Die Auflagen drückten immer ſchwerer. König Auguſt wußte davon freilich nichts. Von den Ausſpändungen, Verwünſchungen, von dem Nothpfennig der Witwen und Waiſen, womit Brühl ſeine Kaſſen füllte, kam nichts an ſein Ohr. Immer luſtiger, immer geräuſchvoller wurden ſeine Feſte, um ihn dagegen taub zu machen. Auf der Bühne erſchienen jetzt Cameele, Pferde, ja ſogar Elephanten *). Es herrſchte hier oft ein wild barbariſcher Lärm. Außerdem hielten die Regimenter Manöver; dabei wurde geſchoſſen, geſpielt, ein ganzer Kugelregen losgelaſſen. Die Königin gab Illuminationen, Prinz Xaver Soupers, auch Maria Antonia mußte ſo artig ſein, Feſte zu erſinnen, und kam dann eine Pauſe, ſo füllte Brühl ſie ſchnell mit einem neu erdachten Einfall aus.

*) Rabener, Freundſchaftliche Briefe.

Seit eine Faustine und Mingotti dem Könige nicht mehr unterhaltend erschienen, wie in seinen Jugendtagen, mußte zu andern Liebhabereien die Zuflucht genommen werden, um die Zeit zu tödten.

Eine bessere Freude gewährte dem Könige inmitten dieses Tumultes die Ankunft der Madonna del Sixto. Vor zwanzig Jahren hatte er auf einer Reise durch Italien dies Bild gesehen und lieb gewonnen; jetzt war ihm der Ankauf durch Vermittelung des Malers Carlo Cäsare Giovannini aus Bologna gelungen. Um den Preis von 20.000 Dukaten hatten die Mönche des Klosters St. Sisto in Piacenza es ihm überlassen, und nach einer langen Reise war es endlich in Dresden angelangt und wartete seiner Enthüllung.

Der König hatte in der Erwartung eine schlaflose Nacht zugebracht.

Zwanzig Jahre sind ein langer Zeitraum. Sie verändern vieles in Menschen und Dingen, in uns selbst und in unserer Anschauungsweise. Was wir einst geliebt, hat seine Farben verloren, und was wir gehaßt, gleicht einem bösen Traume.

König August war unruhig in dem Gedanken, ob seine Madonna ihn auch heute wieder entzücken würde, wie damals, ob sie noch ganz dem bezaubernden Bilde

gleichen würde, das davon in seiner Seele geblieben war; ob er mit seinem Ankauf zufrieden sein werde.

Hoffmann wurde heute ganz bedenklich zu Muthe bei der Toilette seines Herrn. Ihm hätte wahrlich ein Unglück begegnen können, so häufig warf dieser sich hin und her und verrückte seine Stellung.

In den Thronsal hatte die Majestät die Kiste zu stellen beordert, dort sollte die ganze Familie sich versammeln und Zeuge der Enthüllung sein. In den Thronsal begab Seine Majestät sich also jetzt, gefolgt von der Königin Josepha, und bald darauf fanden sich auch seine Kinder dort ein. Es war ihnen allen zu wohl bekannt, welchen Werth der König auf ein neu erworbenes Bild lege und wie wichtig ihm ihr Beifall sei; keiner von ihnen wollte daher wagen gleichgültig zu scheinen, keiner seinen Unwillen durch Mangel an Geschmack für seine Lieblingskunst auf sich ziehen.

Indem man das Bild jetzt aus seiner Umhüllung hervorzog und ihm eine günstige Stellung zu geben bemüht war, wo es gehörig beleuchtet hervorträte, fand man die Stufen des Thrones im Wege, und wußte nicht recht, wie es stützen, ohne diese heilige Stätte zu berühren. Der König sah dem Hin und Her dieser Versuche lange mit wachsender Ungeduld zu; endlich aber wurde ihm des Zauderns doch zu viel, und mit raschem Entschluße hinzu-

tretend, ſchob er mit eigener Hand die Sammetſeſſel bei Seite und rief gebietend aus: „Platz da für den großen Raphael!“ *)

So ſtand denn das Madonnenbild, wo ſonſt die Majeſtäten thronten, in ſeiner einfachen Schönheit, in ſeiner wundervollen Erhabenheit. Ein Ach! des Erſtaunens entſchlüpfte jeder Lippe. Grade in dieſer Umgebung, neben dem Glanz und Flitter dieſes Hofes, war ſeine Wirkung doppelt groß. Das Weib als Mutter, ſo rein, ſo gottergeben, ſo heilig! — Auch der blaſirteſte Hofmann beugte ſich vor ſolcher Größe. König Auguſt ſelbſt aber wußte ſich vor Befriedigung kaum zu faſſen. Es war dies einer der glücklichſten Tage ſeines Lebens, ſeiner langen, glanzvollen Laufbahn, und während ſeine Gemahlin in frommer Devotion ihre Knie davor beugte, wandte er ſich zu Maria Antonia, welche, an ihren Gatten gelehnt, ſchweigend zu dem Bilde aufſah und ſich in ſeine Schönheit verſenkte, und flüſterte ihr zu: „Nun, habe ich recht gehabt? Gibt es in der ganzen Welt wohl etwas dem Vergleichliches? Iſt dies nicht ein Meiſterſtück der Kunſt? Habe ich hier verſchwendet, indem ich den hohen Kaufpreis zahlte? Wahrhaftig, jetzt wäre es mir für ein Königreich nicht feil!“

„Der Himmel ſpare Ihnen darum die Verſuchung,

*) Hübner, Geſchichte der Dresdner Gallerie.

Sire!“ ſagte ſie lächelnd. „Hier eine Krone, und dort die Madonna; ich fürchte ſelbſt, daß Ihre Kinder Ihrer Wahl zu zürnen haben würden.“

„Ah! Sie kleiner Ehrgeiz!“ erwiderte der König ſcherzend.

Alles, was nur irgend an den Hof gehörte, bat jetzt um die Vergünſtigung dies Bild zu ſehen. Die ganze Stadt ſprach eine Weile nur davon. Maria Antonia allein hatte ſein Daſein ſchnell vergeſſen; denn ihre Seele war von ganz andern Eindrücken bewegt. Durch ihren Briefwechſel mit bedeutenden Perſonen aller Art kam ihr gar manche Kunde zu, die ſie mit ernſter Sorge erfüllte. Sie wußte vieles von des Miniſters heimlichen Verträgen, von ſeinem Briefwechſel mit fremden Mächten, von einem Sonderbündniß der drei Fürſten Frankreichs, Oeſterreichs, Rußlands gegen ihren Liebling von Preußen, das ſie nicht laut werden laſſen durfte. Wie, wenn er Sachſen dadurch in einen Krieg verwickelte — das arme hungernde Sachſen! Wie, wenn er deſſen erſchöpfte Kaſſen dadurch zu neuen Zahlungen zwang!

Sie war nicht Gattin nur, ſie war auch Mutter. Sie hatte nicht länger ihr eigenes Intereſſe nur zu wahren, ſie hatte auch das ihrer Kinder zu bedenken. Es war gewiſſermaßen Pflicht, ſchon jetzt zu ſteuern, daß dieſen nicht einſt ein ganz verſchuldetes Reich zukomme, deſſen Bewohner ihrem Namen fluchten.

Aber wie konnte sie hier helfen, ändern, zuvorkommen? Wie dem Ruine des auf allen Seiten baufälligen Staates abhelfen?

Sie durfte an diesem Hofe Niemandem vertrauen, Niemandem mittheilen, warum sie sorgte. Verrath lauerte, wohin sie das Auge richtete. Ja, dem eigenen Gatten wagte sie nur flüsternd mitzutheilen, was sie so ernst beschäftigte. Aber auch er konnte hier nicht einschreiten, konnte es noch weniger als wie sie selbst; denn einer Frau sieht man immer noch vieles nach, schilt sie eine Intrigantin und verweist sie zur Ruhe; einem Manne aber, und dem Erben eines Thrones, dem wird so leicht nicht verziehen, wenn er zu früh verrathen will, daß er das Reich schon im Voraus mit seinen Gedanken in seinem Sinne verwalte. Wie mancher Prinz hat solchen Vorwitz schwer gebüßt.

Churfürst Christian war überdem von seiner Mutter kein Liebling, und dadurch schon von früher her gewöhnt seiner Familie nicht so nahe zu stehen. Er liebte den Frieden und die Ruhe, und ließ sich genügen an seinem häuslichen Glücke. Den Ehrgeiz, das Sorgen für kommende Tage, die Ehre seines Hauses überließ er seiner Gattin zu wahren.

Ein großes Fest in Ubichau sollte statt finden. August III. hatte dieses Sommerpalais, das sein früherer

Günstling, der Fürst Sulkowsky erbaut, von dessen Erben nebst dem Japanischen Palais zusammen für die Summe von 100.000 Thalern erstanden, und schon im Besitze so mancher Schlösser, deren Unterhalt ihm theuer zu bestreiten kam, verwandte er diesen nur zu Sommervergnügungen und zu einer Art von Absteigequartier bei Luftfahrten, oder benutzte ihn auch bei militärischen Uebungen.

Diesmal hatte Prinz Xaver hier ein Abendessen herrichten lassen, dem englischen Gesandten zu Ehren, dem er sehr wohl wollte, und dem es gewissermaßen zum Abschiedsfeste dienen sollte, da er morgen nach Wien aufzubrechen beordert war.

Maria Antonia hatte sich vorgenommen die Gelegenheit zu benutzen, noch ein heimliches Wort mit ihm zu sprechen. Sie war von jeher mit Sir Charles Williams besonders befreundet gewesen, und glaubte ihm vertrauen zu können, so weit man einem Diplomaten vertrauen darf.

Der Hof war zu Wasser nach Ubichau gefahren. Geschmückte Gondeln hatten die königliche Familie die Elbe hinauf geführt bis an die Stufen des Palaisgartens, der im reizendsten Blumenschmucke prangte, während unter dem Portale des Schlosses, so daß man wie im Freien, nur geschützter saß, die Tafeln gedeckt standen.

Allerlei Spiele unterhielten die Gesellschaft, bis der Abend kam und die Pracht von tausend bunten Lampen seinem Dunkeln Trotz bot. Noch wandelte man in den Gängen des Gartens umher, lachte über die komischen kleinen Männer und Frauen aus Stein, welche das Ufergeländer verzierten und mehr oder minder noch bekannte Originale der Tagesgeschichte vorstellten; oder auch verlor sich in heimliche Bosquets, um flüsternd auszutauschen, was kein Ohr vernehmen sollte, sei es, weil es das eigene Herz berührte, oder das Privatleben Anderer betraf, oder auch einfach nur die chronique scandaleuse der Stadt berührte, welche, selbst nach den Zeiten der Saxe galante, noch immer höchst galant blieb.

Maria Antonia nahm diesen Moment wahr, um sich mit Sir Charles Williams von den Uebrigen zu entfernen und eine scheinbar gleichgültige Unterhaltung zu einem ernsteren Thema überzuführen. Sie hatte darum absichtlich ihn schon auf englisch angeredet, um weniger noch dem Ohr des Horchers dabei bloßgegeben zu sein.

„Sie verlassen uns," sagte sie, „und damit scheidet uns ein Freund, den ich vermissen werde, und das zu einem Zeitpunkte, wo mein Herz so schwer von Sorgen ist. Sagen Sie mir, Sir Williams, haben Sie Aufträge mitgenommen, die — auf ein Complot gegen Preußen deuten?"

„Ich erhalte nur Aufträge von meiner eigenen Regierung, Prinzeſſin, und dieſe darf ich Ihnen nicht mittheilen. Was die übrigen Mächte im Schilde führen, habe ich zu errathen — wie Sie.“

„Und Sie vermuthen etwas von Wichtigkeit?“

„Noch iſt nichts gereift.“

„Aber was nicht iſt, kann werden, wird werden und — kann uns die Krone von Polen koſten; das iſt meine große Sorge.“

„Was man nicht ändern kann, Königliche Hoheit, darin muß man ſich ergeben.“

„Brühl hat Ihnen nicht vertraut, was er eigentlich im Schilde führt?“

„Er wird es ſelbſt noch nicht wiſſen. Er hat mir einen Brief an Ihren Geſandten in Wien mitgegeben, an deſſen ſicherer Beſorgung ihm ſehr viel liegt; dieſem alſo wird er ſeine innerſten Gedanken erſchloſſen haben.“

„Und dieſer Brief?“

„Ruht in meinem Portefeuille.“

„Und ſein Inhalt iſt Ihnen gänzlich fremd?“

„Gänzlich!“

„Sie werden von Graf Flemming nicht vielleicht mehr darüber erfahren?“

„Ich glaube nicht. Graf Flemming iſt ſehr zurück-

haltend, er wird ſich keiner diplomatiſchen Indiscretion ſchuldig machen. Ich darf darauf nicht rechnen."

„Sie verzichten alſo darauf, hinter dies Geheimniß zu kommen?" fragte Maria Antonia unruhig.

„Keineswegs, Prinzeſſin. Darin beſteht ja der Dienſt, den ich meinem Vaterlande zu leiſten habe. Aber die Mittel müſſen ehrenwerth ſein. Mein ganzes Bemühen iſt, zu erfahren, was die Kaiſerin-Königin heimlich anſpinnt, und darum begebe ich mich nach Wien."

„Und wenn Sie es erfahren, würden Sie es mir nicht mittheilen wollen?"

„Ich glaube nein, Prinzeſſin; denn es wäre gegen meine Pflicht. Auch würde es Ihnen wenig frommen. Sie können ſich nicht einmiſchen, dürfen nicht einmal verrathen, welchen Antheil Sie an dem Wohl und Weh Ihres Landes nehmen, ohne ſich zu verderben. Brühl darf nicht ahnen, daß ſie ein Auge für ſeine Intriguen und ſeine Verſchwendung haben. Er muß glauben, daß Sie ihm vertrauen, nur auf dieſe Weiſe können Sie Einfluß gewinnen. Ich rathe Ihnen dies als Freund. Der engliſche Geſandte dürfte das nicht ſprechen."

„Seien Sie ruhig. Ich werde keinen Mißbrauch davon machen. Ach! welche Wohlthat ſchon, nur einmal frei ſich ausſprechen, ſeine Sorgen vor ein Ohr bringen zu können, das ihr Gewicht verſteht. Ich bin Mutter,

Sir Charles. Zwei Söhne erwarten ſchon von mir das Ordnen ihrer Zukunft, und meine Familie kann ſich bald vergrößern. Der Churprinz und ich halten ſorgſam Haus; was wird dadurch gewonnen? Wir ſollen ein tief verſchuldetes Land übernehmen, während ein Brühl täglich an Gütern reicher wird und einen Aufwand beſtreitet, vor dem ſein Fürſt erröthen muß; denn es iſt das geſtohlene Gut ſeiner Unterthanen. Sie glauben nicht, wie ſchwer es mir wird, ſchweigen zu müſſen, und immer wieder ſchweigen zu müſſen, während wir mit offenen Augen einem Abgrunde zuwandeln. Es wird gewirthſchaftet, als hätte man das Wunſchhütlein des Fortunates. Sängerinnen, Tänzerinnen, Caſtraten werden königlich belohnt, Elephanten und Dromedare ſieht man herbeigeſchafft, um aufzuzehren, womit Menſchenleben gefriſtet werden könnten; wo es die Kunſt oder das Vergnügen betrifft, da gar iſt König Auguſt nichts zu theuer. Und natürlich! Da er nicht rechnet, auch vielleicht nicht rechnen kann; da er ſich nie darum bekümmert, aus welchen Quellen ein Land ſeine Einkünfte zieht und wie Ausgaben und Einnahmen in einander laufen müſſen: ſo hat er gar keinen Begriff von dem Elend, das dieſe wiederholten Steuern veranlaſſen! Kein Schmerzensruf des Armen darf ja an ſein Ohr dringen! Er kennt von ſeinem Königſein ja nur das Eine: Geld ausgeben, ſo viel er mag,

und ſich zu vergnügen. — Wäre Sachſen nicht ein ſo fruchtbares Land, ſchon lange hätte ſein Elend alle Grenzen überſteigen müſſen; ſo aber wird davon wahr, was Friedrich von Preußen bei ſeinem letzten Hierſein ſagte: es gleiche einem Mehlſack, auf den man immer wieder klopfen könne, und immer wieder ſei noch etwas darin zurückgeblieben. Wenn man aber nicht aufhört zu klopfen, ſo wird doch endlich einmal der letzte Mehlſtaub an die Reihe kommen, und was dann? Dies Loos erſeh' ich für meine Kinder."

Die Prinzeſſin drückte das Tuch vor die Augen. Was ſie ſo lange in ſich zurückgehalten, machte ſich jetzt Luft und rief ihre Thränen hervor. Der ernſte Engländer hörte ihr theilnehmend und ſinnend zu. Nach einer Pauſe, die er ſeinem Nachdenken gönnte, erwiderte er langſam:

„Und doch, meine theure Prinzeſſin, muß ich bei demſelben Rathe ſtehen bleiben: ſchonen Sie Brühl. Klugheit und Vorſicht können allein Sie hier fördern, während ein offenes Wort alles verderben kann. Fahren Sie fort ſich im Stillen um das Land zu bekümmern, ſeine politiſche Oeconomie zu ſtudiren, ſein Budget zu überſehen. Wir Alle ſtehen ja in des Schickſals Hand. Wer weiß, wie bald ſchon Sie berufen werden, von den erworbenenen Kenntniſſen Nutzen zu ziehen und nicht um

Ihren Kindern, ſondern auch Ihrem Lande eine Mutter zu ſein. Vertrauen Sie auf Gott und Ihre gute Sache.“

„Bei meiner Seligkeit, das will ich!“ rief die junge Mutter, und reichte gerührt dem Engländer die Hand. „Ihr Zuſpruch hat mir wohlgethan, wie lange nichts. Er hat mich ermuthigt auf meinem Wege fortzufahren, der mir oft, ach! ſo oft ſo lang zu werden anfing. Er hat mich geſtärkt, das zu thun, was meiner Natur widerſtrebt, und aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen. — Haben Sie Dank, Sir Charles, herzlichen Dank!“

Der Engländer führte ihre ihm gebotene Rechte an ſeine Lippen, während die Fürſtin ſo lebhaft zu ihm ſprach.

In dem Augenblicke aber trat der Schatten eines Mannes an ſeine Seite, und ſich umſehend, blickte er dem mächtigen Miniſter König Auguſt's in das lauernde Auge.

„So allein,“ bemerkte dieſer. „Ah! Die Frau Churprinzeſſin!“ fügte er dann wie überraſcht hinzu.

„Ich glaube, man erwartet Sie zur Abendtafel, Königliche Hoheit.“

„Wir hatten uns hier zurückgezogen, um ein ernſtes Geſpräch zu führen,“ nahm der engliſche Diplomat das Wort, „das leider! Ihre Königliche Hoheit ſehr

bewegt hat. Sie wünſchte von mir zu wiſſen, welchen Gang die in meinem Lande ſo vorwaltenden engliſchen Krankheiten nehmen, um daraus folgern zu können, welchen Hoffnungen ſie ſich in Bezug auf Prinz Karl überlaſſen dürfe. Leider ſcheinen meine Mittheilungen ihr wenig Troſtreiches geboten zu haben; denn ſie iſt tief betrübt über die Ausſicht der langen Jahre des Leidens, die dem Prinzen bevorſtehen. Ich bedauere ſo offen geſprochen zu haben, Prinzeſſin."

„Bereuen Sie es nicht!" nahm Maria Antonia das Wort; „denn Sie haben mir damit eine Wohlthat erzeugt, Sir Charles. Ich liebe es mein Schickſal zu kennen, ich kann mich der Nothwendigkeit unterwerfen, kann der Wahrheit muthig in das Angeſicht blicken; nur die Ungewißheit quält, nur die innere Unſchlüßigkeit foltert. Darum iſt der Rath eines Andern oft von ſo hohem Werthe — der Rath, wo man vertrauen darf."

„Und Sie glaubten nicht, daß Bianconi Ihnen dieſen hätte ertheilen können?" fragte Brühl und maß Beide immer noch mit mißtrauiſchem Blicke. „Der junge Italiener genießt doch eines ſo guten Rufes als geſchickter Arzt und wahrhaft gelehrter Mann."

„Das wohl; darum habe ich ihn auch zu meinem Leibmedicus erhoben," ſagte die Prinzeſſin, bemüht in einen heitern Ton überzugehen; „er hat aber den Kopf

noch voll von der allerliebſten Sophie *), die er in Kaufbaiern zurückgelaſſen, weil der alte Papa religiöſe Bedenken über das ewige Heil ſeiner Enkel geäußert **). Bianconi hat mir die ganze Geſchichte ſelbſt vorgetragen, und ich habe ihn zu tröſten geſucht, daß es noch mehr Mädchen in der Welt gibt, außer dieſer zarten, überirdiſchen gelehrten Sophie, bei der er einige Zeit lang den Abälard geſpielt. Mit dem wurde es ja auch nichts, auch er bekam ja ſeine Heloiſe nicht. Es iſt ſchon eine alte Geſchichte, daß die Lehrer ſich in ihre Schülerinnen verlieben und dann ein Hinderniß eintritt, damit der gottvolle Traum einer ſolchen erſten Liebe nicht in die Proſa der Ehe zu einem ſchnöden Erwachen führe. Alſo war es für unſern armen Bianconi ganz gut, daß er zu uns berufen ward, um hier ſeine Sophie zu vergeſſen, die ihn übrigens noch ſehr liebt, wie er behauptet. Das bildet aber ſo ein Mann ſich gar leicht ein. Wer weiß denn, ob ſie ihn nicht ſchon lange auch vergeſſen hat. Könnte ich darüber nur Gewißheit bekommen, ſo würde ich ihn ſchneller bereden ſich hier ein Mädchen auszuſuchen. Er hat ja Zutritt in allen erſten Häuſern ſeines Standes, er iſt bei den Ferbers beliebt, und ſo vielen Andern. Ein Arzt hat überdies

*) Sophie Laroche.
**) Ludmilla Aſſing, Biographie von Sophie Laroche.

Gelegenheit die Damen tête-à-tête zu ſehen, da macht ſich ſo etwas ſchnell, und hübſch iſt dieſer Bianconi, mit ſeinem rabenſchwarzen Barte und ſeinen Feueraugen."

„Aber er iſt kein Belli," fiel Brühl ein.

„Ach! Reden Sie mir nicht von dem häßlichen Caſtraten, deſſen Enbonpoint alle Tage wächſt und ihn mir förmlich widerlich macht. Ich begreife nicht, was den Frauen an ihm gefallen kann. Mein Geſchlecht hat einen ſeltſamen Geſchmack ſich dieſen zum Liebling zu wählen. Da lobe ich mir noch unſern neuen Steuerſecretär, den Rabener; das iſt ein ganzer Mann! So aufgeweckt, ſo elegant, ſo prächtig anzuſehen! — Schade! daß Sie ihn nicht kennen gelernt haben, Sir Charles."

„Ich ſpreche nicht genug deutſch, um Ihre Gelehrten zu verſtehen," warf dieſer ſarkaſtiſch ein.

„Er iſt gar nicht gelehrt, er iſt nur witzig," erwiderte die Prinzeſſin lebhaft. „Was der für närriſche Sachen ſchreibt, das glauben Sie gar nicht! Es iſt zum Todtlachen."

„Er mag ſich hier nur in Acht nehmen mit ſeinen Satyren," bemerkte Brühl. „Man iſt hier weniger nachſichtig wie in Leipzig."

„Das weiß er lange. Er ſagte mir neulich, er habe hier noch keine Feder angeſetzt, weil er fürchte, daß man die Perſonen zu ſeinen Typen im Orte ſuchen würde.

Ich fragte ihn, wie der Meſſias von Klopſtock gefalle? In Dresden könne er nicht gefallen, meinte er, weil die Caſtraten ihn nicht zu ſingen verſtänden, und in Berlin nicht, weil er den Namen des Meſſias führe und darum die ganze preußiſche Armee wider ſich habe *). Mit ſolchen Antworten iſt er ſtets bei der Hand."

Sie waren jetzt bei dem Portal angelangt, wo der König ihrer ſchon ungeduldig harrte. Alles war bereit, um an der Tafel Platz zu nehmen. Maria Antonia erhielt, wie gewöhnlich, den Platz neben ihrem Schwiegervater. Brühl ſaß zu deſſen anderen Seite.

Der Mond zog eben herauf und beleuchtete die Thürme Dresdens, welche man von dieſem Platze aus überblicken konnte. Indem ſein Schein ſich über die Landſchaft verbreitete und die Luft ſtiller und ſtiller ward, erhoben ſich ſanft die Töne einer Vokalmuſik aus der, den Fuß des Gartens beſpülenden Elbe hervor, und durchzitterten in leiſen Schwingungen Wald und Flur. Unwillkürlich ſchwiegen Alle und horchten. Es war nicht Schein, es war wirkliches Vergnügen, das ſie empfanden. Selbſt Brühl horchte mit einer Art Andacht. Es mochte ihm wohl thun, auf einige Minuten innerlich auszuruhen, das Heer ſeiner Pläne aus Kopf und Herz zu bannen.

*) Rabener, Vertrauliche Briefe.

Nur die jüngern Prinzen hielten diese Stille nicht lange aus; wo sie saßen, wurde es bald wieder munter, und allerlei Scherze übertönten die fernen Klänge.

„Wer mag uns diese Ueberraschung bereitet haben?“ fragte König August. „Ich glaube nicht, daß es eine Anordnung von Xaver ist. Er hegt keinen Geschmack für solche zarten Vergnügen, die durch das Ohr in die Seele dringen. Wäre es eine Ueberraschung, welche die Sänger selbst uns zugedacht, so könnten wir nicht umhin, sie einzuladen an das Land zu kommen und einige Erfrischungen zu genießen. Ich bitte Sie, Brühl, senden Sie hinunter um nachzufragen, wer die Personen in der Barke sind.“

Ein Page brachte schnell die Nachricht zurück, es sei der Capellmeister Hasse, begleitet von Faustine, dem Sänger Antonelli, und mehreren andern Künstlern ihres Kreises, mit denen man dem englischen Gesandten ein Abschiedsständchen zu bringen gekommen.

Bei Nennung des Namens Faustine umdüsterte sich die Stirne des Königs, das freundliche Wohlwollen schwand aus seinen Zügen, das heitere Wort erstarb auf seiner Lippe.

„Sir Charles war stets besonders befreundet mit Hasse,“ nahm Maria Antonia das Wort, „und Faustine besaß in ihm ihren getreuesten Verehrer, der manchen Strauß für sie geflochten hat; mich wundert es daher

nicht, daß sie sein Scheiden betrauert. Ohnehin neigt ihre Sonne sich, und in solchem Zeitpunkte kann man seiner getreuen Ritter am wenigsten entbehren."

„Da sie nicht für uns gekommen sind, so wollen auch wir ihnen nicht danken," erwiderte der König darauf. „Vielleicht beweisen Sie auch uns ein anderes Mal eine solche Aufmerksamkeit, und dann soll unser Lohn dafür nicht warten."

„Der schönste ist immer der Beifall Eurer Majestät, und dieser wird den Sängern auch heute," sagte Maria Antonia verbindlich.

„Weil ich mir die Ohren nicht verbinden kann, mein weises Schwiegertöchterchen, und darum mitgenießen muß, was mir nicht bestimmt war," erwiderte König August, wieder in einen scherzhaften Ton übergehend. „Ich muß gestehen, daß ich mich nicht gerne unterhalten lasse, ohne meinen Preis zu zahlen."

„So, so!" sagte Maria Antonia schalkhaft. „Darf ich dann etwa fragen, was Sie mir für diesen Abend zugedacht?"

„Die Aufmerksamkeit, Ihren Scherzen mein Ohr zu leihen, mein kleiner Grenadier-General!"

„Ach! — Ich wußte wohl, daß König August nur königlich zu lohnen wisse!" sagte sie mit lächelnder Ver-

neigung des Hauptes, selbst erfreut über eine Antwort, die, das wußte sie, dem Ohre ihres Nachbars so angenehm klang, wie die fern verhallenden Töne.

---

## Siebentes Capitel.

### Das Kochfest.

Der Hof hatte sich auf's Neue nach Warschau begeben *) und Maria Antonia darauf den türkischen Garten bezogen, welcher einen Theil des jetzigen sogenannten Frembenviertels einnahm, wo nun die prächtige Sidonienstraße erbaut ist. In diesem zu einer Märe gewordenen Palais dieses Gartens nahm sie ihren Aufenthalt, vielleicht nur um der Stadt nahe zu bleiben, und dabei doch die sich ihr hier bietende frische Luft zu genießen, nach der ihr, bei ihrem kränkelnden Zustande, verlangte. Ihre geistige Thätigkeit wurde leider! so häufig durch körperliches Leiden unterbrochen. Sie durfte sich nicht anstrengen, mußte sich gehen lassen, mußte dem physischen Menschen Rechte einräumen, die sie ihm ungern gestattete;

*) Juni 1754.

das verursachte ihr oft schwere Kämpfe und entlockte ihr Klagen über das Loos der Frauen.

Daneben blieb ihr die Sorge um das Land. Wieder correspondirte sie jetzt eifrig mit Brühl, aber schon in einem ihr mehr zusagenden Tone. Anmerklich hatte sich ihre Stellung zu einander verändert, der mächtige Minister wagte nicht länger sie fühlen zu lassen, daß sie, die Fremde in diesem Lande, von seiner Gnade abhänge. Ihr Urtheil, ihre Ansichten imponirten ihm oft, er konnte nicht umhin zu fühlen, daß diese junge Frau, statt von ihm beherrscht zu werden, sich wohl eines Tages die Herrschaft über ihn anmaßen dürfe, und daß er sie darum zu schonen Ursache habe. So nannte er sie denn schon häufig seinen Collegen und räumte ihr eine gewisse Bedeutsamkeit ein, die ihr schmeicheln sollte und mußte.

Maria Antonia wurde davon aber nicht bestochen, doch ermuthigte es sie fortzufahren auf der einmal betretenen Bahn und — zu hoffen.

Sobald man nur hoffen kann, wie vieles wird uns da nicht erträglich! —

Der Sommer war heiß, sie verbrachte die Tage im Hause und unternahm in der Abendkühle einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Garten des Grafen Moszinska — dem jetzigen Hotel des preußischen Gesandten. Hier vergnügte sie sich am Anblick ihrer Kinder,

von denen das dritte, Prinz Joseph, im Januar geboren, prächtig gedieh und sich zu ihrer Freude entwickelte, dennoch aber in ihrem Herzen dem kleinen kränklichen Karl den ersten Platz nicht zu rauben vermochte. Ihre Zärtlichkeit für dieses Kind wuchs sichtbar mit seinen Leiden.

Auch jetzt noch fuhr sie fort täglich auf die Ausbildung ihrer Talente einige Stunden zu verwenden; es mußte jeden Morgen ein Musiklehrer zu ihr kommen, und Donnerstags und Freitags nahm sie regelmäßig in den Frühstunden Unterricht beim Maler Müller. — So lange sie noch nicht Königin war, durfte sie sich das Vergnügen gewähren, ihre Zeit sich selbst zu widmen; später, das wußte sie, und wünschte es auch nicht anders, gehörte ihre ganze Thätigkeit dem Lande, das sie in seinen Interessen fördern, in seinem sittlichen und geistigen Wohle überwachen sollte. Wie dürstete ihr Herz diese große Aufgabe zu lösen! —

Zu ihrem Geburtstage, am 17. Juli, überraschte man sie mit einem Festspiele, bei dem, durch eine wunderbare Maschine, wie Graf Wackerbarth schreibt, sich der Himmel öffnete und alle Götter des Olymp herunterstiegen, um ihre schönsten Gaben in den Schooß der jungen Fürstin zu streuen.

In ihr sonstiges Stillleben einige Abwechslung zu bringen, die sie zugleich nicht sehr ermüdete, schlug sie

ihren Hofdamen vor, ein Kochfest zu veranstalten, bei dem die Anhänger der französischen und deutschen Küche miteinander um den Preis wetteifern sollten. Andern Wetteifer konnte sie in ihnen ja nicht erregen.

Die Damen und Herren ihres Hofes standen in ihrer Bildung ihr nicht gleich, sie genügten ihrem Geiste so gar nicht, gewährten ihr eine so wenig zusagende Unterhaltung, daß sie wohl beim Reiten, Jagen und Tanzen, aber nicht bei geistigem Austausch eine Gesellschaft für sie boten. Jetzt, wo ihr diese wilde Lust der Jugend gehemmt war, blieb ihr daher nur übrig, sie am Kochherd zu verwenden, wozu sie sich auch Alle mit großer Lust bereit erklärten; denn, da ihnen die Zunge nicht abging, um fein zu schmecken, so erwies sich auch die Hand willig, eine leckere Speise zuzubereiten.

Die Churprinzessin stellte sich an die Spitze der deutschen Kochgesellschaft und erbot sich zehn Schüsseln nach ihrer Weise zu liefern. Ihr zur Seite reihten sich ihre Oberhofmeisterin (vielleicht des Anstandes halber), die Gräfin Moscinska, Baron und Baronin Wetzel und Graf Wackerbarth. Die Grafen Lop und Rase begaben sich an die Spitze der französischen Küche.

Um drei Uhr Nachmittags versammelte sich darauf die ganze Gesellschaft, in einer Küchentoilette, in den dazu bestimmten Räumen unferne des Herdes. Der Anzug

allein ſchon reichte hier hin, um allgemeine Heiterkeit zu verbreiten, ſo daß der Zweck der Sache faſt aus den Augen verloren ward; doch Maria Antonia kam bald wieder darauf zurück, und indem ſie ſich an die Arbeit machte, folgten die Uebrigen raſch ihrem Beiſpiele, und Alle tummelten ſich nun bunt durcheinander, der Eine hier, der Andere dort nach den Ingredienzen verlangend, deren er zu ſeiner Schüſſel bedurfte. Um acht Uhr ſollte geſpeiſt werden. Bis dahin war freilich noch eine lange Zeit, allein die der Arbeit ungewohnten Köche und Köchinnen rückten auch nur langſam vor. Es wurden manche kleine Verräthereien dabei geübt, die Köche der Damen ſollten ihnen heimlich eine Sauce oder ſonſt eine ſchmackhafte Zuthat bringen, und wurden bei dieſem Vorhaben entdeckt. Das verurſachte ein allgemeines Höhnen. Wenige nur gingen ganz ehrlich zu Werke, und nur der General von Hallot brachte alle von ihm gelieferte Schüſſeln ohne Beihülfe zu Stande. Dafür ward ihm denn auch unbegrenztes Lob zu Theil.

Endlich kam die Abendmahlzeit, trotz aller Fährlichkeiten, zu Stande. Maria Antonia, gefolgt von zehn ihre Schüſſeln tragenden Küchenjungen, eröffnete den Zug, der ſich nach einem Zelte im Garten richtete, wo man ſpeiſen wollte.

Man nahm in bunter Reihe Platz und war ſehr

heiter, ohne jedoch zu einer Entſcheidung über den Vorzug der einen oder der andern Küche zu kommen.

Der Abend war ſchön. Als die Tafel aufgehoben, ſchlug Maria Antonia noch eine Abendpromenade nach dem Garten der Gräfin Moscinska vor, und begleitet von Muſik und beleuchtet von Fackeln, ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung. Nur die Oberhofmeiſterin blieb zurück, und ihrem Beiſpiele folgte auch Graf Wackerbarth, vielleicht weil es nicht im Verzeichniß ihres Catalogs der Schicklichkeiten vorgeſchrieben ſtand, daß Prinzeſſinnen nach dem Souper der friſchen Luft genießen.

Maria Antonia ließ ſich jedoch durch ihre Weigerung nicht einſchüchtern. Als Mutter des Kronprinzen, als Erzieherin von drei Söhnen, fühlte ſie die Sicherheit, die Geſetze des conventionellen Lebens zu überſchreiten, wenn ihre Bequemlichkeit oder ihr Vergnügen es erheiſchte.

Man hatte einen vergnügten Tag verlebt. Weit und breit erſcholl die Kunde von dieſem Souper, der Oberküchenmeiſter von Schönberg ließ ſich nach Warſchau hin den Speiſezettel ſenden, um ihn für vorkommende Gelegenheit zu benützen, und ſogar die Kaiſerin, ihre Mutter, wurde von der Kochkunſt ihrer Tochter in Kenntniß geſetzt, ohne jedoch großen Glauben an ihrem Talent zu zeigen; denn ſie ſpricht in ihren Briefen die Vermu-

thung aus, es möchten Andere wohl das Beste dabei gethan haben.

Unschuldige Vergnügungen dieser Art würzten ihre Einsamkeit und zerstreuten sie, wenn sie mit zu ernstem Blicke die nächste Zukunft in das Auge fassen wollte.

Der Herbst kam, die Blätter fielen, sie rasselten unter ihren Füßen, wenn sie einsam durch die Laubgänge ihres Gartens wandelte. — Die Tage verkürzten sich, es mußten die Abende im Zimmer zugebracht werden, und eine Partie Whist bot hier, wie früher, eine Aushülfe.

In der Stadt war es still. Mit Pater Guerini's Abwesenheit änderte sich dort gar vieles. Er schürte das Feuer der Zwietracht, durch sein Bestreben Frieden zu stiften, und trug sich dann mit lustigen Geschichten, welche dem Hofe die beste Unterhaltung gewährten.

Große Opern wurden nicht aufgeführt, wenn König August abwesend war. Man sparte. Im Haushalte des Churprinzen herrschte die größte Oeconomie. Versagte er seiner Gemahlin auch keine billigen Wünsche, so duldete er seinerseits kein Ueberschreiten des Budgets in seiner kleinen Haushaltung, und was sich hier erübrigen ließ, das mochte Maria Antonia gerne nach Gefallen verwenden.

Sie erkannte die Nothwendigkeit dieser Sparsam-

keit, doch war sie ihr darum nicht minder lästig. Auch sie wollte Haus halten, aber im großen Stile. Auch sie wollte Ausgabe und Einnahme auf gleichen Fuß bringen, aber indem sie die letztere steigerte. Schon sann sie darum über allerlei Plänen zu industriellen Unternehmungen, neuen Bauten und Uebermachung von Ländereien. Fabriken und Manufacturen zu heben, schien ihr eine Hauptaufgabe, um dadurch den Handel zu fördern. Sie las zu dem Zwecke viele ernste Schriften, welche diesem Gegenstande galten, und folgte mit aufmerksamem Blicke der Verwaltung ihres Nachbars von Preußen, so wie ihrer Cousine in Oesterreich, um von Beiden zu lernen, wie man die Steuern am vortheilhaftesten erhöbe.

Dann und wann ließ sie auch Rabener zu sich entbieten, um ihn über diesen und jenen Punkt um nähere Auskunft zu bitten. Bei der Gelegenheit schweifte ihre Unterhaltung dann auch in das Gebiet der Literatur über, und mit Interesse vernahm sie von ihm, was hier Neues erschienen. Wie konnte sie es auch sonst erfahren, da es keine Zeitungen gab und die Hofleute nicht lasen?

Rabener lieh ihr sogar mitunter ein neues Buch, das er zugeschickt bekommen. So erhielt sie „die schwedische Gräfin“ von ihm, wie er an Gellert schreibt, und brachte ihr auch seine eigenen Sachen. Daß Maria

Antonia nur in fremden Sprachen schrieb und dichtete, mochte er ihr dabei wohl manchmal zum leisen Vorwurf machen, den sie sich auch gefallen ließ, ohne jedoch von ihrem Vorurtheil in dem Bezug zurück zu kommen. So aufgeklärt sie war, so blieb sie doch in dem Punkte bei ihrer vorgefaßten Meinung stehen, das Französische zur Umgangssprache und das Italienische zum Vers allein nur brauchbar zu glauben.

Welche Hoffnungen sich für die Bildung eines Volkes hegen ließen, das keine bildungsfähige Sprache besaß, darüber wurde sie sich nicht klar.

Lessing hatte grade die Universität in Leipzig bezogen. Sie ahnte nicht, daß ihr so nahe schon in diesem Jüngling der Zeitgenosse sich gefunden, welcher diese von ihr so gering geachtete Sprache zu ihrer höchsten Reinheit und dem vollendet schönen Rhitmus ausbilden sollte, wodurch seine Werke bis heute das Muster alles Stils für uns geblieben sind.

So macht der Mann oft seine Zeit, mehr noch als die Zeit den Mann; denn es hebt sich der Einzelne, wie ein Phönix aus der Asche, über die ihn umgebende Welt empor, und zeigt seinen staunenden Mitmenschen, was sie sein könnten, sein müßten, sein sollten.

Es ist Schicksal, was der Einzelne auf diese Weise

wird — ein Schickſal, das in ihm ruht und aus ihm ſelbſt hervorgeht.

Maria Antonia und Leſſing, ſo nahe einander, ſollten ſich nicht kennen, während Beide demſelben Ziele zuſtrebten, der höchſten Entwickelung des Menſchengeiſtes durch die Literatur.

Kampf war Beider Leben. Der Strebſame wandelt nie friedlich ſeine Bahn, der Weg des Fortſchrittes iſt mit Dornen beſäet, welche die Entwickelung des Menſchengeiſtes nicht hemmen dürfen.

---

## Achtes Capitel.

### Die Preußen in Dresden.

König Auguſt III. war von Warſchau zurückgekehrt. Maria Antonia ſtellte ihm ſeinen vierten Enkel vor und empfing ſeinen Glückwunſch über dieſen Zuwachs ihrer Familie, der dem Regentenhauſe eine ſo reiche Nachkommenſchaft für die Wittelsbacher Linie in Ausſicht bot. Sie ſollte ſich nun erheitern, zerſtreuen, wünſchte er, ſollte ihrer kleinen Leiden vergeſſen, ihrer Jugend genießen, durch Vergnügungen, die ihrem Alter noch zu-

kamen, den Ernſt ihrer Lebenspflichten bei Seite ſetzen. — Bei der großen Elaſticität ihres Weſens hielt das nicht ſchwer. Leicht gab ſie ſich der Luſt des Augenblicks wieder hin und freute ſich des bunten Farbenſchmelzes, mit dem das Leben ſich am Hofe König Auguſt's ſchmückte.

Sie tanzte, lachte, ſcherzte; doch im Hintergrunde ihrer Seele blieb darum nicht minder der tiefſte Ernſt zurück. Sie beſuchte Bälle, Opern, Jagdpartien; war ſie aber allein, ſo fragte ſie ſich, was das Schickſal ihrer vier Söhne ſein werde; denn immer düſterer zogen ſich die Wolken über deren Zukunft zuſammen.

Das Bündniß zum Verderben Preußens war jetzt geſchloſſen. König Auguſt, was ſie auch dagegen ſagen mochte, hatte daran Theil genommen. Brühl mußte ja mit Oeſterreich gehen. Die Kaiſerin-Königin wollte ihr Schleſien wieder erobern, aus dem Friedrich eine reiche Provinz zu ſchaffen im Begriffe ſtand; denn mit dem Auge des Genius entdeckte er die Quellen, welche er hier flüßig machen konnte, und benutzte ſie. Maria Antonia hegte keinen Haß gegen den großen König, wie die kaiſerlichen Frauen von Rußland und von Oeſterreich; darum auch konnte ſie, mit gerechter Würdigung, ſeine Verdienſte anerkennen, und ihrem Wunſche nach wäre Sachſen jenem Bündniß nicht beigetreten. Doch hier wurde ihre Stimme überhört. Selbſt die Königin Joſepha trat in dieſem

Punkte gegen sie auf. Haßte sie gleich Maria Thereſia, so haßte sie Friedrich doch noch viel mehr, und dem Feinde ihrer Religion, dem Gotteslängner, wünſchte sie alles mögliche Ungemach. Schon im Voraus feierte sie alle seine Niederlagen.

Die ganze Sache war jedoch jetzt noch ein tiefes Geheimniß, begraben in den verborgensten Fächern einer in Chiffern geführten diplomatiſchen Correſpondenz. Aeußerlich blieb noch Alles ruhig, wechſelte man freundſchaftliche Briefe mit den Höfen und that, als ob der Friede von Aachen ein ewiger Friede ſei. Es rüſtete ſich ſcheinbar noch Niemand. .

König Auguſt vor Allen beſchwerte ſein Herz mit keiner Sorge wegen kommender Uebel, die ſein leichter Sinn nicht einmal als Uebel vorherſah. Er war glücklich in ſeiner Familie, glücklich in ſeinem Lande, umgeben von blühenden Söhnen und Töchtern und einer Schaar kleiner Enkel, und beſaß daneben einen Miniſter mit einer unvergänglichen Wünſchelruthe, die bald Gold, bald Luſtbarkeiten heraufrief, je nach dem Bedürfniſſe ſeines Herrn.

Neue Prachtopern ergötzten jetzt des Königs Auge und betäubten ſein Ohr. Man gab „Ezir“, worin fünf hundert Perſonen auftraten; ſchon um vier Uhr Nachmittags begann eine ſolche Aufführung, worin der Be-

sieger des Attila, begleitet von römischen Truppen, von Musikern mit der Tuba und dem krummen Horn, gefangene Hunnen, ein Commando römischer Cavallerie, sechzehn Packpferde, acht Cameele, acht Maulthiere, vier zweispännige Leiterwagen, schwere römische Infanterie, die Garde des Ezir, römische Ritter und Lictoren, Rathsherren, Ezir selbst auf dem königlichen Triumphwagen, über die Scene gingen *).

Diese Aufführungen kosteten große Summen, welche, nach dem Gebrauche jener Zeit, der König allein bestritt. Maria Antonia sah diesen geräuschvollen Aufführungen zu, welche ihr keinen Kunstgenuß boten und nur das Auge mit bunten Bildern vergnügten. — Aber auch dieser Reiz verlor sich in dem Maße, wie die Vorstellungen sich wiederholten und sie sich mit dem, was ihr anfangs neu gewesen, vertraut gemacht hatte. Oft verlor sie sich dann gänzlich in ihre eigenen Gedanken. —

Der Sturm heulte draußen, und welch' ein Sturm! Seit Menschenalter hatte kein solcher Orcan gewüthet, der Bäume entwurzelte, die Dächer entführte und den Menschen seiner eigenen Füße enthob.

Der furchtbare Luftstrom zog pfeifend und gellend durch das Elbthal, und jagte ein unheimliches Frösteln

*) Klemm, Chronik von Dresden.

durch die Glieder das Horchenden, der, gegenüber dem mächtigen Elemente, der eigenen Schwäche eingedenk wurde.

Niemand wagte sich gerne auf die Straße hinaus, Niemand verließ selbst willig das eigene Gemach, und das Rütteln an Fenstern und Thüren, wie wenn Diebeshände daran thätig, schreckte noch um die stille Mitternacht den Schlafenden auf seinem Lager empor.

Es war ein günstiger Moment, heimlich einen Schlüssel an einem Schlosse zu versuchen, das sich uns nicht bei lichtem Tage öffnen darf noch soll.

Mentzel, der Kanzleisecretär, benutzte diese schauerliche nächtliche Stunde, um die diplomatische Correspondenz des Grafen Brühl aus den geheimen Fächern zu entwenden und sie dem preußischen Gesandten zuzustellen. Welch' eine Neuigkeit empfing damit der schöne Baron von Maltzahn für seinen König! Wie staunte Friedrich bei dieser Nachricht über die Zahl seiner Feinde, welche heimlich auf sein Verderben sannen! — Wie einsam stand er da, diesen Verbündeten gegenüber! Und wenn er auch England für sich gewann, was nützte England, wenn es auf positive Hülfe ankam? — England, das mercantile England, das nur seine Handelsflagge schützt, das aber für die Rechte der Fürsten nie eine Lanze bricht — außer mit Worten. England war also in der Wagschale seiner

Alliirten ein bloßer Name; doch, auch als solchen mußte er ihn auf seiner Seite behalten.

Die Oper Ezir wurde indessen in Dresden fortgegeben, ihr folgten olympische Spiele mit Musik von Hasse, nicht minder geräuschvoll; es war, als wolle man das Schicksal herausfordern, so wild und bunt gestaltete man seine Freuden.

Maria Antonia konnte nicht an allen Lustpartien Theil nehmen, sie mußte sich auf stillere Vergnügungen beschränken und ihrer Gesundheit pflegen. Ahnungen, denen sie noch keinen Namen geben konnte, zogen dabei durch ihre Brust, und das „goldene Schweigen“ wurde ihr oft eine schwere Last, die mancher stille Seufzer erleichtern half.

So schwand der Frühling, so kam der Sommer heran. — Brühl hatte die Armee vermindert, um seine Einnahme noch zu vergrößern, um mehr Geld noch auf Feste verwenden zu können. In seinen herrlichen Gärten auf der Terrasse hatten die Rosen abgeblüht. An schönen milden Sommerabenden gab er hier kleine Feste, man soupirte im Freien, wobei die Töne einer sanften Vokalmusik aus einem Pavillon herüber drangen, man schaukelte sich in Gondeln auf der spiegelglatten Fluth, man sang, man lachte. Maria Antonia nahm an diesen Festen

Theil, und, weil sie ihr gefielen, wiederholte man sie, aus besonderer Rücksicht noch für sie, nur um so öfter.

Die jenseitigen Ufer der Elbe zählten damals noch wenige Häuser, Vergnügungsorte gab es nicht, am Linkischen Bade war ein Anfang mit einer Kaffeeschenke gemacht, wo die Bewohner der Hauptstadt sich nach einer Promenade ausruhen konnten. Es fehlte daher nicht an einsamen Wegen, und der Hof mochte ungestört lustwandeln, wohin er wollte, er fand nirgends seinen Weg durch andere Lustwandelnde gehemmt.

Der Monat August nahte. Nicht lange mehr, und der König mußte nach Warschau abreisen. Er war jetzt ungewöhnlich heiter, und Brühl schien seine Stimmung zu theilen. Vielleicht genoßen Beide schon in Gedanken des Triumphes über den gehaßten Feind, den stolzen Atheisten; wenigstens ließen manche ihrer hingeworfenen Aeußerungen eine solche Hoffnung ahnen, und nachdenklich sammelte Maria Antonia diese vielsagenden Worte, deren ganze Bedeutung sie jedoch nicht vermuthete. — Wie gerne hätte sie gefragt, wie gerne auf eine Mittheilung der Wahrheit gedrungen; aber sie durfte ja nicht.

Das Korn war gereift, die Ernte vorüber. Die Sonne brannte heiß. Maria Antonia wohnte noch im türkischen Garten. Ihre vier kleinen Knaben spielten auf

einem schattigen Rasenplatze, sie selbst saß am geöffneten Fenster und zeichnete die Gruppe vor ihr.

Da trat Graf Wackerbarth leichenblaß in das Zimmer. Sie sah auf. Sein verstörtes Ansehen überraschte sie. Fragend blickte sie ihn an. Er wollte reden, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Ein Schwindel ergriff ihn. Auf einen Stuhl sinkend, stammelte er endlich: „Die Preußen sind da!“

Die Prinzessin begriff den Sinn nicht. Wie sollte sie auch? Wie konnte das Unerhörte sogleich sich ihrer Seele darstellen?

Sie schellte.

Doch bevor noch ihr Kammerdiener erschien, hatte sich der Graf bereits wieder gefaßt. Er richtete sich auf.

„Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen anbringen soll, Königliche Hoheit; aber — erfahren müssen Sie es ja doch. So wissen Sie denn: der König von Preußen ist wider alles Völkerrecht in Sachsen eingedrungen und rückt an der Spitze einer Armee auf Dresden zu.“

„Unmöglich!“ rief die Churprinzessin erstaunt.

„Ja, sagen Sie nur unmöglich, Hoheit,“ fuhr der Oberhofmeister fort. „Und doch leider nur zu wahr. Seine Majestät hatten sich eben zur Tafel gesetzt, da traf ein Courier mit dieser infamen Nachricht ein.“

„Und was sagte der König?“

„Gar nichts. Er war wie versteinert und hat sich auch bis jetzt nicht von dem Schrecken erholt.“

„Und Brühl?“

„Dem geht es nicht besser. — Es ist Alles Folge der Verrätherei dieses Mentzel.“

„Was aber gedenkt man zu thun? Wie gedenkt Sachsen diesen Bruch des Völkerrechtes hinzunehmen? Welche Schritte will man thun, den König von Preußen von unserer Hauptstadt ferne zu halten?“

„Keine, fürchte ich. Man hat den Kopf verloren.“

„So will ich gehen und ihnen den meinigen leihen,“ rief die junge Frau muthig. „Meinen Wagen! Ich fahre zum Könige.“

Als sie das Schloß erreichte, lief hier Alles durcheinander. Seine Majestät, hieß es, sei im Ministerrathe, den man schnell zusammen berufen. Brühl präsidirte dabei. Die Königin hatte sich mit ihrem Beichtvater eingeschlossen. Sie betete um Vernichtung des gottlosen Fürsten und schleuderte Anatheme auf sein schuldbelastetes, sündiges Haupt. Die Prinzen Xaver und Carl quälten alle Welt mit Fragen, was denn eigentlich vorgefallen, warum es sich denn handle. Ihnen war nichts von den Plänen des Königs bekannt, sie hatten keine Ahnung von dem geheimen Bündniß gegen Friedrich von Preußen, und konnten daher auch an dessen Einrücken als Feind in

dieſes ruhige Nachbarland nicht glauben. Sie wandten ſich nun, als ſie Maria Antonia kommen ſahen, an dieſe um Aufſchluß. — Mühſam erwehrte ſie ſich ihrer Fragen. Sie war nicht aufgelegt zu müßigen Plaudereien. Ungeduldig erwartete ſie die Rückkehr des Königs.

Endlich erſchien er. Sein gewöhnliches, heiteres Lächeln hatte zum erſten Male einem Ausdruck der Sorge Platz gemacht, gepaart mit Unmuth und Verdruß. In ſeinem ruhigen Leben dieſe Störung! —

Flüchtig begrüßte er die Churprinzeſſin. Er wollte ſich in ſeine Gemächer zurückziehen und von dem gehabten Schrecken erholen. Es war ohnehin die Stunde ſeiner Sieſta gekommen. Sie aber klammerte ſich an ihn an und ließ ihn nicht los.

„Um Gott, was iſt vorgefallen?“ rief ſie. „Und was wird man thun?“

„Wir werden unſere Truppen zuſammen ziehen und uns dem Uſurpator entgegen ſtellen!“ rief König Auguſt ſtolz.

„Gottlob! So erliegen wir wenigſtens ehrenvoll!“ rief Maria Antonia aufathmend.

„Erliegen? Wer ſpricht hier von Erliegen?“ rief der König und blickte ſtolz in ſeinem Kreiſe umher.

„Wo man nicht ſiegen kann, muß man ſein Leben wenigſtens theuer einſetzen,“ verſetzte Maria Antonia be-

ſtimmt, „und zu ſiegen iſt unmöglich mit einer Handvoll undisciplinirter Truppen.“

„Was wiſſen Sie von unſerer Heeresmacht, Prinzeſſin?“ fragte Auguſt finſter. „Ich dächte, das wäre nicht Frauenſache.“

„Seit ich ſelbſt ein Regiment beſitze, Königliche Hoheit, habe ich mich auch um dieſe Angelegenheiten bekümmert, und mit um ſo mehr Intereſſe bekümmert, weil ich vier Söhne beſitze, die einſt in Ihrer Armee dienen, oder ſie befehligen ſollen. Die kleine Schaar, welche wir jetzt zuſammen bringen können, wird ſich nicht bis auf 20.000 Mann belaufen; mit dieſen weiſt man keinen Friedrich von Preußen ſeiner Wege.“

„Ich weiß es, Sie hatten ſtets eine Vorliebe für ihn,“ ſagte der König kalt.

„Ich hegte ſie für den gebildeten, weiſen Monarchen, aber nicht für den Räuber unſeres Landes,“ erwiderte Maria Antonia muthig. „Was Sachſen betrifft, betrifft auch mich. — Ich bin jetzt Fürſtin dieſes Landes, bin die Gattin des künftigen Regenten, die Mutter Ihrer Enkel. Zweifeln Sie daher nicht an meiner patriotiſchen Geſinnung, Majeſtät. Aber grade darum, weil die Ehre Sachſens auch meine Ehre iſt, ſehe ich ſie jetzt durch einen Widerſtand gefährdet, zu dem wir nicht die Mittel beſitzen, und darum, indem wir erliegen, auf nicht ehren-

volle Bedingungen gefaßt ſein müſſen. Ich ſchlage daher vor, daß wir Friedrich zu verſöhnen ſuchen."

„Nie und nimmermehr!" rief der König unwillig.

„So werden wir die Folgen zu tragen haben. — Die Schuld iſt unſer. Wir haben den Löwen gereizt. Dies Bündniß hinter ſeinem Rücken, während wir anſcheinend freundlich verkehrten, mußte ihn auf das tiefſte gegen uns aufbringen."

„Warum gegen uns nur? Sind nicht drei Großmächte da, an denen ſein Zorn ſich kühlen kann?" fragte der König empfindlich. „Warum erwählt er uns für ſeine Rache?"

„Weil wir ihm die Nächſten ſind und unſerer Lage nach wir nie in unſerm Intereſſe uns von Preußen trennen ſollten. Mit ihm vereint, haben wir eine Stimme den Großmächten gegenüber; ſcheiden wir uns, ſo wird Sachſen ein Trabant des ſtolzen Oeſterreich, das uns übermüthig nach ſeiner Pfeife tanzen läßt und ſich dann nicht weiter um uns bekümmert. Nie werden wir durch ein Bündniß mit Oeſterreich gewinnen, nie wird es unſer Gebiet vergrößern helfen, nie unſern Vortheil bedenken!"

„Wiſſen Sie das ſo beſtimmt?" fragte König Auguſt unſchlüſſig, und ließ ſein Auge von ſeiner Schwiegertochter auf ſeinen Miniſter fallen, der zur Erde blickend, geſenkten Hauptes und ſchweigend da ſtand.

„Ich verbürge mich dafür mit meinem Leben!“ sagte die kleine Frau muthig und legte dazu die Hand auf das Herz. „Oesterreich benutzt Sie, aber bietet keine Entschädigung für die gebrachten Opfer.“

„Wir haben aber unser Wort gegeben, wir können nicht mehr zurück,“ versetzt der König fast kleinlaut.

„Das kann man nie; nur aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen, kann man. Unterhandeln Sie! diplomatisiren Sie! — Senden Sie Friedrich Boten entgegen! Erklären Sie Sachsen für neutrales Gebiet! — Thun Sie was Sie können und was Sie wollen, nur reizen Sie einen Löwen nicht! — Entfernen Sie ihn wo möglich aus Ihrem Lande, um welchen Preis es auch sei. Bleiben Sie eingedenk, daß unser kleines Reich keine Opfer bringen darf, um dem Vortheil oder der Rache von großen Reichen zu dienen!“

„Die Churprinzessin spricht sehr vernünftig,“ sagte August zu Brühl, als er sich hierauf mit diesem entfernte.

Der Minister mochte wohl derselben Meinung sein, denn er schwieg dazu. Wie froh wäre er in diesem Augenblicke gewesen, wenn auch er sich hätte von Oesterreich lossagen können! Aber er durfte es nicht. Er hatte ihm seine Seele verkauft. — Die Schande seines Namens, oder das Elend seines Vaterlandes?.... Er schwankte nicht. Er überlegte nicht, daß die Geschichte

nicht minder ihr Richteramt an ihm üben und ihn für alle Ewigkeit mit einer Acht belegen würde.

Maria Antonia kehrte in ihre Wohnung zurück, das Herz voll schwerer Sorgen. Sie seufzte, daß sie hier nicht handeln dürfe. Unruhig sah sie dem kommenden Tage entgegen, der neue, bestimmtere Nachrichten bringen mußte. Diese betrafen nur den Einmarsch der Preußen in Sachsen, der mit meisterhafter Ordnung und Disciplin geleitet, in drei Colonnen erfolgt war, geführt von dem Könige selbst, von Herzog Ferdinand von Braunschweig und dem Herzoge von Bevern.

In der Nähe Dresdens versammelte sich nun dies Heer, nachdem es Wittenberg, Torgau und Leipzig ohne Widerstand genommen.

Brühl hatte indessen die sächsische Armee zusammen gezogen und ließ sie an der böhmischen Grenze bei Pirna ein Lager aufschlagen. Die Elbe macht hier einen tiefen Bogen, sie deckte ihre eine Seite, und von der andern schauten Lilienstein und Königstein stolz auf sie herab, es war daher ein fester Punkt, den die Natur so gut beschützte und die Kunst fast uneinnehmbar machte.

Indessen — die Preußen waren darum nicht minder im Lande, sie besaßen Leipzig und rückten in das offene Dresden ein; was kümmerte es sie nun, ob weiter oben

in einem festen Lager 17.000 Sachsen lagen und — hungerten.

Brühl hatte für die Sicherheit der Truppen Sorge getragen, doch nicht für ihren Unterhalt. Er selbst hatte seine Tafel stets besetzt gefunden und nie daran gedacht, woher sein Küchenmeister die Ingredienzien nähme; wie konnte er verstehen die Proviantirung eines Heeres zu besorgen? Wie sollte er die Pein des Hungers kennen, der nur zu oft geseufzt, daß ihm der Apetit fehle, um die täglich auf seinem Tische erscheinenden 25 Schüsseln zu kosten?

Den Rath der Churprinzessin beherzigend, erklärte König August sein Gebiet für neutral und schrieb in diesem Sinne an den König von Preußen. Dieser forderte Beweise, forderte Garantien, er traute den Worten nicht; Brühl aber zögerte diese zu geben, aus Furcht vor Oesterreich, das hierin einen Treubruch finden könnte.

Halbe Maßregeln sind so gut wie keine. Maria Antonia fühlte das, ohne jedoch etwas ändern zu können. Ihre Beredsamkeit scheiterte an der Zaghaftigkeit Brühl's. So fügte sie sich denn in das Unvermeidliche.

König August mit seinen Söhnen Xaver und Carl begab sich in sein festes Lager, sie selbst blieb in Dresden mit ihren vier kleinen Söhnen zurück. So kam der 12. September heran, und mit ihm der feierliche Einzug

der preußischen Armee, welche mit klingendem Spiele in die Hauptstadt Sachsens einrückte, das ihr König als Unterpfand der Neutralität seines Fürsten in Beschlag nahm. In dem Landhause der Gräfin Moscinska, vor dem Seethore — dem jetzigen Hotel der preußischen Gesandschaft, wählte er seinen Aufenthalt.

Staunend sahen die Bewohner der Stadt diesen ihnen unbegreiflichen Vorgängen zu. Die Streitigkeiten ihrer Fürsten waren ihnen unbekannt; erst später, als die Jahrbücher der Geschichte sie verzeichnet, lösten sich ihnen diese Räthsel. Sie konnten daher auch kaum Partei nehmen. Nur so viel ward ihnen bald klar, daß der Besuch eines Nachbarkönigs, an der Spitze einer Armee, nicht so gar freundlich gemeint sein könne.

Maria Antonia hatte schon vor deren Ankunft den türkischen Garten verlassen und ihr Palais bezogen. Die Königin Josepha war im Schlosse zurückgeblieben. Man erwartete von dem Nachbarfürsten, daß er Frauen mit Artigkeit behandeln werde, und diese Frauen fürchteten darum nicht, ihm entgegen zu treten.

Von ihren Fenstern aus hatte Maria Antonia dem Einzug des preußischen Militärs zugesehen und ihren ältesten Prinzen, den sechsjährigen Friedrich August aufmerksam auf die Bedeutsamkeit dieses Vorganges gemacht. — Die Stadt war nun durch fremde Wachen

beſetzt, ſelbſt das Schloß ihrer Aufſicht anvertraut. Auf jedem Schritte trat ihr eine ſolche, ihren Stolz verletzende Perſönlichkeit entgegen. Und dabei mußte ſie noch heiter ſcheinen und den Unwillen in ihrer Bruſt verſchließen; denn reizen durfte man den Löwen nicht.

In der Stadt blieb ſcheinbar Alles unverändert. Der fremde Gaſt bewies ſich ſehr artig, empfing die Geſandten und ſcherzte mit ihnen. Der Magiſtrat und die Beamten warteten ihm auf und wechſelten mit ihm freundliche Reden. — Sogar in der Kirche ſah man ihn, aber leider! in einer proteſtantiſchen Kirche, und das konnte den frommen Eifer der frommen Königin nicht beſchwichtigen; er blieb darum nicht weniger für ſie der Ketzer.

Er gab Feſte, hielt offene Tafel, und ließ ſogar den fürſtlichen Damen ſeinen Gruß entbieten. — Was blieb nun übrig, als auch ihn zur Tafel einzuladen. „Ach! Wenn ich ihn nur ſprechen könnte!“ ſeufzte Maria Antonia. „Wenn ich nur von ihm ſelbſt vernehmen könnte, was er uns zudenkt, was er mit uns will. Wir haben reichlich das Schlimmſte von ihm verdient; denn ſein Untergang war feſt beſchloſſen, und er rettet ſich, indem er uns verdirbt. Wer mag ihm das verargen. Gnade nur für meine armen Kinder!“

Ihr Wunſch ſollte ſich jedoch nicht erfüllen. Friedrich's

Höflichkeit ging so weit nicht. Auch beschäftigten ihn noch ernste Sorgen. Er hatte im Angesicht Europas diese Verletzung des Völkerrechtes zu rechtfertigen, und das konnte er nur, indem er aus dem geheimen Archiv die Correspondenz Brühl's in Betreff des gegen ihn geschlossenen Bündnisses hervorholte und öffentlich bekannt machte.

Dieses Archiv befand sich im königlichen Schlosse und hatte keinen Zugang, als durch das Schlafgemach der Königin Josepha, welche den Schlüssel dazu bei sich trug.

König Friedrich ließ um diesen bitten, und sie verweigerte ihn.

Damit war nun die freundliche Beziehung unterbrochen.

Was ihm nicht mit Güte gewährt ward, mußte er nun durch Gewalt gewinnen. Er sandte seinen General von Wylich, den er zum einstweiligen Commandanten von Dresden ernannt, an sie ab und ließ ihr melden, daß er unter jeder Bedingung in dieses Archiv eindringen würde. Vergeblich empörte sich ihr ganzer Stolz, vergeblich warf sich die Tochter Kaiser Karl des VI. in die Brust und versicherte, nur über sie hin führe der Weg in diese Gemächer. Ein Lächeln war die Antwort,

ein Lächeln, in dem sie las, auch dieser Weg würde gewählt werden, wenn sie es nicht anders wolle.

Das färbte ihre Wangen bleich. Sie brach zusammen und verließ den Platz, welchen zu behaupten ihr nicht möglich war. König Friedrich aber erhielt, was er begehrte. — In Folge dessen entließ er noch zur selben Stunde sämmtliche Minister, die Königin Josepha aber berief die Gesandten aller fremden Mächte zu sich und klagte ihnen mit thränenden Augen, wie man die stolze Tochter des stolzen Kaisers in ihrem eigenen Gemache behandelt; sie schrieb es nach Frankreich an ihre Tochter, die Dauphine, sie schrieb es nach Neapel, nach Baiern, nach Rußland, sie schrieb es an den Papst nach Rom, sie schrieb es an die ganze Welt und belegte den Namen Friedrich's mit einem fürchterlichen Bannfluch.

Maria Antonia fühlte wohl, daß Friedrich hier nicht anders handeln konnte; darum entschuldigte sie ihn vor sich selbst, indem sie doch zugleich erkannte, in welch' ein nachtheiliges Licht die sächsische Politik durch diese Kenntniß der geheimen Correspondenz gestellt werde. Bei ihrem offenen Wesen hätte sie mitunter die Feinheit der Diplomatie verschwören mögen.

Jetzt wurden die fremden Gesandten aus Berlin abgerufen, jetzt wurde der Krieg gegen Preußen erklärt; damit aber auch wurde Dresden seiner Neutralität entho-

ben. Es war nun eine preußiſche Stadt. König Auguſt mochte auf dem Gebiete eines Feindes nicht weilen, und bat um ſeine Päſſe nach Warſchau. — Er bat. Schon konnte er nicht mehr ohne die Einwilligung Friedrich's ſein Land verlaſſen, ſchon war er der Demüthigung ausgeſetzt, als König von Polen in Sachſen bitten zu müſſen.

Er reiſte ab; aber Maria Antonia blieb zurück, denn ſie gehörte nicht nach Polen, ſie war eine ſächſiſche Fürſtin, ſie mußte auf dieſem Boden leben und, wenn es das Schickſal fordern ſollte, hier auch ſterben. — Sie war durch Gottes Gnade eine Fürſtin, ihm mußte ſie daher auch anheimſtellen ihr Wohl und Weh nach ſeinem Ermeſſen zu beſtimmen.

Sie wankte nicht. Sie blickte auf ihre vier Söhne, und nahm muthig ihr Joch auf ſich. Ein neues Leben begann damit für ſie. Von dem Cultus der ſchönen Künſte ſollte die Wirklichkeit ſie mit rauher Hand abziehen; und dennoch fand ſie nur darin Troſt, wenn der Jammer des Volkes, das Leid mit ſeinen tauſend Stimmen ihr Ohr verletzt, und ein Wehe ihrer Lippe entlockt.

---

## Neuntes Capitel.

### Das vergiftete Frühstück.

Novembernebel ruhten auf der Elbe und verhüllten ihre Ufer. Als sie sich zertheilten, sah man die Gärten des Grafen Brühl, ihres Schmuckes entkleidet, in traurig er Oede, dem Auge blosgestellt. Unter den entlaubten Bäumen gewahrte man umgestürzte Standbilder, Vasen und Blumenaufsätze, exotische Pflanzen, ihrem Schicksale überlassen, erstorben unter dem Hauche kalter Herbstwinde, das große Treibhaus als Speicher benutzt und die Pavillons und das Belvedere Wachthäuser preußischer Soldaten geworden.

Friedrich hatte bei seiner Rückkehr nach Dresden, nachdem er die Oesterreicher bei Lobositz geschlagen, in diesem Palais seinen Wohnsitz genommen, und die Zerstörung des Eigenthums eines Mannes, den er so tief verachtete, mit innerer Freude gestattet *). Heute schaute er nun aus diesen hohen Bogenfenstern auf den Fluß und die Stadt zu seinen Füßen, wo jetzt der Schrecken seines Namens Alles beherrschte.

*) Vehse.

Er wollte hier seine Winterquartiere aufschlagen, hier seine Soldaten rasten und Kräfte sammeln lassen für den Feldzug des kommenden Jahres.

Die beiden Fürstinnen fanden sich, ihm gegenüber, in eine seltsame Lage versetzt. Die Königin-Churfürstin, voll tiefen Hasses gegen das Haus Oesterreich und ihre Cousine, die Kaiserin-Königin, wünschte um keinen Preis ihre Bundesgenossin zu sein, seit sie aus einem eigenhändigen Briefe des Grafen Flemming, ihres Gesandten, ersehen, daß der kaiserliche Hof, in seinem geheimen Bündnisse mit Frankreich, datirt vom 2. Mai 1756, des kleinen Churfürstenthums Sachsen auch mit keiner Silbe erwähnte. — Dieses Uebergehen einer befreundeten Macht, die man seinem Interesse gewinnen will, war eine souveraine Beleidigung; aber wie sie rächen?

Indem sie auf die Seite Friedrich's trat? — Nimmermehr!

War ihr Herz noch einer stärkeren Empfindung des Hasses fähig, wie sie ihn dieser Verwandtin bewahrte, so hegte sie diesen gegen den König Friedrich von Preußen. Ihn hätte sie um jeden Preis, wie hoch er auch sei, vernichten mögen, und daß sie es nicht konnte, nagte wie ein Wurm an ihrem Leben. Sie verzehrte sich in diesem Gefühle, das ihre Ohnmacht ihr noch peinlicher machte, und verbrachte ihre Tage in dem Sinnen auf

Rache, ihre Nächte in Gebeten für die Vernichtung ihres Feindes.

Diesen Feind sah sie jetzt aus den Fenstern ihres Schlosses, kaum fünfzig Schritte von sich entfernt, die Herrschermiene annehmen und — gebieten, wo sie sich Fürstin nannte. Das war mehr, als sie ertragen konnte!

Neben ihr stand die Gräfin Brühl, eine eben so tief gekränkte Frau, und dabei entschlossen das Aeußerste zu wagen, um ihr Palais von dem ungebetenen Gaste zu befreien.

Worin aber konnte dieses Aeußerste bei ihr bestehen, als in dem Einsetzen jedes Grundsatzes der Ehre zur Vernichtung eines so mächtigen Gegners; worin, als in dem Dingen eines Mörders, der für sie verrichtete, was die eigene Hand nicht auszuführen vermochte; worin, als in dem Opfern ihres Gewissens und ihrer Ruhe, für ein so zweifelhaftes Gute?

Dem Golde öffnen sich Thüren und Herzen, es ist der Feind unseres besseren Selbst, wir verkaufen ihm unsere Seele.

Die Gräfin Brühl war immer noch im Besitze großer Reichthümer, und Glasan, der Kammerdiener Friedrich's, fühlte eine gewisse Zuneigung für Dinge, die Rost und Motten fressen; sie benutzte diese Leidenschaft, um ihn durch goldene Versprechungen für sich zu gewinnen.

Sie kannte jeden Zugang zu dem von Friedrich jetzt bewohnten Palais, die geheimen Treppen darin, so wie jedes Winkelchen war ihr genau bekannt; sie wußte, wo der König schlief und wo sein Kammerdiener sich dann aufhielt, und trotz aller wohlbesetzten Posten gelang es ihr mit diesem eine Correspondenz zu eröffnen.

Aber, so lieb dem Glasan auch das Geld, so war ihm doch sein Leben fast noch lieber und — er wollte es nicht wagen ohne die völlige Sicherheit für seine Person. Diese ihm zu verbürgen, fand sich der Moment noch immer nicht, und die Gräfin hatte Eile, große Eile. Ihrer Ungeduld war jeder Tag des dem Feinde noch gewährten Lebens schon eine Ewigkeit. Sie konnte und wollte nicht warten.

So oft sie bei der Königin erschien, sprach die finstere Miene ihres Angesichtes ein „Noch immer nicht!“ aus. Ihre Ungeduld ließ sie dabei oft der nöthigen Vorsicht vergessen und ihre Zunge zum Verräther ihrer schwer getäuschten Hoffnungen werden.

Das Zusammensein beider Frauen bot ein wenig heiteres Bild dar. Ihre ohnmächtige Wuth flößte selbst ihrer Umgebung Mitleid ein, und wer sich ihnen nahte, fühlte den peinlichen Einfluß dieser in Rache und Haß verbitterten Gemüther.

Maria Antonia theilte in keiner Weise diese Stim-

mung. Sie war unglücklich, war tief betrübt über die Lage des Landes, war besorgt um das Schicksal ihrer Kinder; aber den Mann hassen, der dies Leid über sie gebracht, das konnte sie nicht. — Ihr Gerechtigkeitsgefühl sagte ihr, daß er in seinem Interesse nicht anders verfahren konnte und daß er nicht der Neigung, sondern dem Zwange gehorche, dem Zwange gebietender Umstände.

„Warum sich in Dinge einmischen, die man nicht durchführen kann," erwiderte sie ihrem Gatten, wenn er von seiner Mutter zurückkehrend, seinen Haß gegen Friedrich gesteigert fand. „Ich sah die Sache kommen und warnte Brühl, aber er lieh mir taube Ohren. Er wollte entweder einem Bündnisse mit Oesterreich nicht entsagen, oder er konnte es nicht, weil er zu weit gegangen, weil er das Geschenk einer Herrschaft in Böhmen für seine Frau angenommen. Nun haben wir zu büßen, was Oesterreich eingebrockt. — Welche Thorheit war es von Maria Thersia, den Tag der heiligen Hedwig, der Schutzpatronin Schlesiens, in Wien feierlich zu begehen! Sagte ich Dir nicht damals schon, daß der König von Preußen das übel nehmen würde? — Und Brühl baute eine neue Straße nach Böhmen und nannte sie die Militärstraße. Wozu das Alles? Dem Himmel sei es geklagt, wir leiden nur, was wir verschuldet!"

Auf diese Art beruhigte sie sich selbst, indem sie

die Begebenheiten als eine nothwendige Consequenz von Ursache und Folgen hinnahm, denen man nun muthig die Stirne bieten müsse.

Es war viel Leid um sie herum und viele bittere Klagen drangen an ihr Ohr. Sie hegte Theilnahme für alle; aber helfen — das konnte nur ein Gott.

Friedrich legte die Landeseinkünfte mit Beschlag, setzte die Besoldungen der Beamten herab und entließ das Opernpersonal, die Tänzer, die Sänger. Damit erstarb der Klang der Freude, und nur das Waffengeräusch allein erfüllte in monotoner Weise die stille Stadt.

Hasse reiste ab. Es gab für ihn kein Orchester mehr zu leiten, keine Opern mehr zu componiren, keine Rollen für Faustine zu schreiben; selbst die Churprinzessin bedurfte seiner nicht; warum sollte er also an einem Orte weilen, wo die Kunst nicht länger ihre behagliche Stätte aufschlagen durfte, wo sie nicht länger die Hauptsache war, wo man ihren Lohn vorenthielt! Er begab sich mit seiner Gattin und seinen Töchtern nach Italien, wo noch Friede herrschte, und viele seiner Genossen folgten ihm dahin.

Im italienischen Dörfchen war jetzt manches Fenster verschlossen, und aus den noch bewohnten Theilen schlichen nur düster blickende Gestalten hervor. Schnee deckte die Erde. Die Weihnachtsbäume wurden angezün-

bet, die Jugend, mit ihrem glücklichen Sinn, erfreute ſich wie ſonſt der bunten Lichter und der Gaben, womit die Elternliebe, ſelbſt in ſo ernſter Zeit, ſie noch bedacht.

Auch Maria Antonia hatte ihre vier kleinen Söhne zu einem ſolchen Feſte um ſich verſammelt, und freute ſich herzlich ihres Jubels. Sie wollte ſich den Augenblick durch nichts verderben laſſen.

Mit dem neuen Jahre fing man endlich an, ſich an die neuen Zuſtände zu gewöhnen. Friedrich von Preußen ſelbſt gab das beſte Beiſpiel, indem er ſich in keiner Weiſe durch ſeine Pflichten und Sorgen um ſeine heitere Ruhe bringen ließ, und jede ihm bleibende freie Minute dazu benutzte, ſich an dem Schönen zu erfreuen, das die Kunſt und die Literatur ihm boten. Jeden Abend wurde bei ihm Muſik getrieben, wobei er ſelbſt die Flöte blies.

Wie ſehr bedauerte Maria Antonia, als ſie dies vernahm, daß er ihr Feind ſei!

Doch bei dem Haſſe der Königin Joſepha war eine Annäherung eine Sache der Unmöglichkeit. Ihr Unwille ſollte ſich jetzt noch ſteigern, als ſie von ihm für ſich und ihren Hofſtaat monatlich die Summe von 174.000 Thaler forderte und von Friedrich eine ablehnende Antwort darauf erhielt.

„Alſo auch das noch!“ rief ſie aus, und legte dieſe neue Demüthigung der Zahl ihrer vielen Anklagen gegen

den Gottesläugner bei, dem ihre Religion den Himmel absprach.

Die Kälte war sehr heftig geworden, die Theuerung der Lebensmitteln überstieg die Einkünfte der Bewohner; man fand die Armen oftmals todt auf den Straßen hinsinkend. Rabener schrieb im Januar an seinen Freund Gellert nach Leipzig:

„Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden. Was machen Sie, mein guter, bester Gellert? Hum! Ein Philosoph, wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich von der gegenwärtigen Noth zu sehr niederschlagen ließe.

„Man versichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen. Wie groß kam mir unser Feind, der König, in dem Augenblicke vor, als ich dies hörte! Vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurückhalten läßt."

Die Offiziere der preußischen Armee suchten die Bekanntschaft des berühmten Satyrikers*) und freuten sich an seinem Witze. Auch Prinz Heinrich von Preußen ließ ihn zu sich laden und unterhielt sich lange mit ihm, wobei es zu einem lebhaften Streite über die deutsche Sprache

*) Rabener, Vertraute Briefe.

und Literatur kam, welche er nicht minder geringschätzte, wie sein Bruder Friedrich. Rabener trat mit großem Ernst für seine Sache auf, die er als Deutscher und als Schriftsteller in eigenem Interesse zu verfechten hatte.

Auch der König wünschte jetzt, ihn kennen zu lernen, und der Marquis d' Argens erschien in seinem Auftrage bei Rabener, um die Zusammenkunft zu vermitteln und die Vorstellung zu übernehmen.

Rabener schlug seine Vermittelung jedoch aus. Er wollte dem Könige nicht in einer Sprache präsentirt sein, die er nur mangelhaft redete; denn dadurch würde er in ein ungünstiges Licht gestellt worden sein.

„Der Marquis d' Argens ist es also nicht, welcher mich dem Könige zu Füßen legt," schreibt er an Gellert. „Der König ist so gnädig sich meine Weigerung gefallen zu lassen. Er will deutsch (wird das wohl die Nachwelt glauben?), deutsch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals August mit dem Horaz in seiner harten Muttersprache geredet? Wohl niemals! Denn das Griechische war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom sprachen latein."

Friedrich war leutselig gegen Jedermann, und suchte durch sein freundliches Betragen Freunde zu gewinnen.

Nachdem er die ihm nothwendigen Documente aus dem Archiv entnommen, ließ er das königliche Schloß unberührt. Das Lieblingsbild des Königs, die Magdalena von Correggio, welche in dessen Schlafzimmer gehangen, hatte die Königin in das ihrige bringen lassen, aus Furcht, daß der Feind es dort entwenden möge; aber diese Sorge war unnöthig. Nichts wurde hier geraubt und nichts zerstört. Die herrliche Bildersammlung erfreute sein Auge, er besuchte sie häufig, allein ohne sich davon etwas anzueignen*). Er bewies sich milde und gütig, in der Hoffnung auf ein Freundschaftsbündniß, und nur als er sich überzeugt, Brühl würde den König dazu nicht kommen lassen, erst dann zeigte er eine strengere Seite.

Die Ungeschicklichkeit Glasan's sollte ihm bald über diesen Punkt Gewißheit verschaffen. Friedrich hielt viel auf diesen treuen Diener, den er oft sogar in seinem Zimmer neben sich schlafen ließ. Auch heute hatte dieser sein Bett neben dem seinigen aufschlagen müssen; aber, gegen seine Gewohnheit, konnte er die Ruhe nicht finden. Die Angst seiner Seele scheuchte den Schlummer hinweg, und als bei dämmerndem Morgen die Lider sich einsenkten, bewegten ihn unruhige Träume. So erwachte denn Friedrich vor ihm und hörte das leise Stöhnen

*) Archenholz.

seines Dieners, von einzelnen Worten begleitet, die seinem wachsamen Geiste sogleich den Funken des Verdachtes lieferten, der ihn retten sollte.

Er weckte den Träumenden und befahl ihm sein Frühstück zu bringen. Forschend folgte ihm dabei sein helles Auge. Als der Kammerdiener es vor ihn hingestellt, sah er ihn noch einmal prüfend an, dann sagte er fest: „Glasan, leere Er die Tasse vor meinen Augen!“

Zitternd sank der Mann vor ihm in die Kniee.

„Er will nicht?“ fragte der König, und ein Ausdruck der Verachtung zuckte um seine Lippen. „Nenne Er nur seine Gründe, warum Er das für seinen König bereitete Frühstück nicht genießen mag?“

Glasan umklammerte seine Füße und konnte nur das Wort „Gnade!“ hervorbringen.

„Die wird Ihm, wenn Er frei gesteht, wer Ihn gedungen,“ sagte der König kalt.

Ein Name kam jetzt über des Dieners Lippen, vor dem der König seinerseits die Farbe verlor. Er zuckte zusammen, als habe ihn ein Skorpion gestochen. „Er lügt!“ rief er aus und packte den Mann bei den Schultern, als wolle er ihn vernichten.

Aber im nächsten Augenblicke schon hatte er die Herrschaft über sich wieder gewonnen. Kalt hörte er nun

die Beichte des Unglücklichen an, der in einem völligen Geständnisse sein einziges Heil sah.

Als er damit zu Ende, sagte Friedrich ernst: „Ich habe Ihm sein Leben versprochen, Glasan, und ich halte mein Wort. Der Tod, den Sein Verrath verdient, soll Ihm geschenkt sein, so lange Er das unverbrüchlichste Schweigen bewahrt. Verlautet das erste Wort über die Sache, so ist Seine letzte Stunde gekommen. Jetzt geh' Er!"

Des Königs Kniee umschlingend, wiederholte er schluchzend sein Gesuch. Gnade hieß für ihn in seinem Dienste bleiben.

„Das kann Er verlangen?" rief der König erstaunt, und Unwille zog seine Stirne zusammen. „Ich sollte einen Menschen um mich dulden, der mich meinen Feinden verkauft hat? Ich sollte ihm auf's neue meine Person vertrauen? Nimmermehr. Danke er Seinem Geschicke, daß ich Ihn nicht meinen Soldaten überliefere, damit Sie an Ihm Gerechtigkeit üben." Und in das Vorzimmer hinaustretend, winkte er den wachhabenden Offizier herbei und übergab Glasan seinem Verwahrsam, mit dem Befehle, ihn morgen in aller Frühe nach Spandau abführen zu lassen. *) — Gebrochen folgte der Unglückliche seinem Führer.

*) Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Als sich Friedrich allein sah, wanderte er einige Male im Zimmer auf und ab; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Schnell warf er hier einige Zeilen auf das Papier, versiegelte sie und übergab sie seinem Adjutanten mit der Weisung, sie eigenhändig an die Adresse zu überbringen.

Dann nahm er seine Flöte hervor und blies, bis sein Bote zurückkehrte.

Welchen Auftrag er diesem gegeben, das erfuhr Niemand. Im Schlosse herrschte bald darauf große Aufregung. Der italienische Arzt Bianconi wurde gerufen, um die Gräfin Brühl aus einer Ohnmacht zu erwecken. Die Königen selbst lag in Krämpfen. Bestürzung hatte sich ihrer Umgebung bemächtigt, die solche plötzliche Zufälle nicht zu deuten wußte.

Als Maria Antonia von dem Unwohlsein ihrer Schwiegermutter hörte, begab sie sich sogleich zu ihr, wurde aber nicht vorgelassen. Sie wolle allein sein, hieß es. Der Arzt, mit dem sie sprach, versicherte ihr, daß nur Ruhe ihren Gemüthszustand besänftigen könne.

„Was ist denn aber vorgefallen?“ fragte die Churprinzessin.

Er zuckte die Achseln.

Von Andern erfuhr sie, ein Bote des Königs von

Preußen ſei die Veranlaſſung des Uebelbefindens beider Damen. Aber auch die Gräfin durfte ſie nicht ſehen.

Im höchſten Grade beunruhigt kehrte ſie in ihr Palais zurück und berichtete dem Churprinzen, was ſie erfahren. Dieſer begab ſich nun ſelbſt zu ſeiner Mutter, die, indeſſen ſchon mehr beſänftigt, den Sohn vor ſich ließ. Sie hatte eine lange Rückſprache mit dieſem. Bewegt, die Augen von Thränen geröthet, kehrte er aus ihren Gemächern zurück.

Fragend ſah ihn Maria Antonia an.

„Ich habe mein Wort gegeben," war ſeine Antwort darauf. „Es iſt das erſte Geheimniß, das ich vor Dir habe, und hoffentlich wird es auch das letzte ſein. Wir ſind fürchterlich compromittirt! Nur der Großmuth unſeres Feindes verdanken wir es, daß er den Namen unſerer Familie nicht öffentlich der Schande preisgibt."

„Um Gottes Willen!" rief die Prinzeſſin entſetzt aus.

„Die Gräfin Brühl wird abreiſen. Der König von Preußen hat ihr einen Paß geſandt. Schon packt man ihre Wagen."

„Sie wird ſich doch bei uns verabſchieden?" fragte Maria Antonia verwundert.

„Schwerlich! Je ſtiller ſie von dannen zieht, deſto beſſer. Und dann kein Wort mehr von der Sache! Wir

ſind von Lauſchern umgeben, König Friedrich erfährt Alles.“

In der Frühe des nächſten Morgens rollte eine feſt geſchloſſene Kutſche durch die Straßen, dem Leipziger Thore zu. Eine ganz geknickte, ganz gebrochene Frauengeſtalt ſaß einſam darin, das ſchwere Haupt auf die Bruſt geſenkt, das Auge halb geſchloſſen. In einem zweiten, weniger auffälligen Wagen folgte die Dienerſchaft ihr nach.

So verließ die ſtolze Gräfin Brühl den Schauplatz ihrer Macht und Herrlichkeit, über ihrem Haupte das ſtrafende Schwert der Gerechtigkeit, dem ſie nur durch die Gnade ihres Todfeindes entgangen. Ihre Schlöſſer hatte er in Beſitz genommen, ihre Koſtbarkeiten geraubt; aber damit hatte er ſie nicht vernichten können; nur erſt, indem er ſie zwang, eine perſönliche Gunſt von ihm empfangen zu müſſen, nur erſt, indem ſie ſeiner Großmuth ihr Leben verdankte, nur dann erſt lehrte er ſie fühlen, was Elend ſei.

Und elend war ſie, unſäglich elend. Ihr Herz war gebrochen, die Zukunft lag erſtorben vor ihrem Blicke. So fuhr ſie hinaus in die weite Welt, mit ihrem entehrten Namen, gebrandmarkt durch die Verachtung ihres Feindes.

Ihre Schlöſſer, ihre Gärten, ihre Statuen und

ihre Bilder, an dieſe dachte ſie jetzt längſt nicht mehr; ſie dachte nur noch an ſich ſelbſt, nur an ihre gemarterte Seele, nur an die verlorene Ehre.

Verwieſen, verbannt!

Furchtbar gellten dieſe Worte in ihren Ohren, und das laute Pochen ihres ſtolzen Herzens war ihr Echo. Keinen Blick wandte ſie zurück, mit keinem Auge ſah ſie um ſich, kein Abſchiedslächeln kam auf ihre Lippen. Wie bleicher, kalter Marmor ſaß ſie da, und trug vom Leben nichts mehr an ſich, als die Form.

Als die Wagen über die noch einſame Brücke langſam dem Thore zurollten, da wurde auf dem Altan des Schloſſes eine Frauengeſtalt ſichtbar. Im weißen Nachtgewande trat ſie wie ein Schatten vor die düſtern Vorhänge hin, und blieb unbeweglich ſtehen, bis die Kutſche dem Auge entſchwunden. Sie hielt ein weißes Tuch in der Hand, womit ſie vielleicht einen Abſchiedsgruß zu winken beabſichtigt; da aber die Reiſende nicht zurückwinkte, ſo ſtellte auch ſie ihr Vorhaben ein. Als ſie die letzte Spur von ihr aus dem Geſichte verloren, da ſank ſie auf einen Stuhl und bedeckte ihr Angeſicht mit den Händen. So ſaß ſie einige Minuten, ohne daß die innere Bewegung dem Auge eine Thräne zu entlocken vermochte. Stumm und ſtarr ſchaute ſie vor ſich hin. Dann kehrte ſie in ihre innerſten Gemächer zurück.

Dies war der Abſchied von zwei ſtolzen Frauen, deren Lebensfaden die erſte Demüthigung abgeſchnitten. Maria Joſepha erholte ſich nicht wieder. Langſam welkte ſie hin, bis ſie, zwölf Tage nach der Schlacht von Roßbach, ihr Auge auf immer ſchloß *). Pater Guerini gab ihr die letzte Oelung, aus ſeinem Munde vernahm ſie das Wort der Sühne, das ihr die Himmelspforte erſchloß; der Segen ihrer Kirche ließ ſie getroſt hinüber ſchlummern in eine andere, beſſere Welt, wo ſie — Lohn oder Strafe finden ſollte — nach dem Maße ihrer Sünden.

Ihre Kinder umſtanden ihr Lager; Maria Antonia war unter ihnen; auch ihre Enkel wurden ihr vorgeführt. Mit einem langen Blicke muſterte ſie die Gruppe; aber, man ſah es, ihre Seele war nicht mehr dabei.

Was mochten der ſcheidenden Königin letzte, geheimſte Gedanken ſein?

Das Bild ihres Gatten hing über ihrem Lager. Ihn konnte ſie nicht mehr ſehen, der ſie ſo ſehr geliebt. Er war in Warſchau, ein in ſeinem Heimathlande entthronter Fürſt, und kämpfte mit vielen Sorgen. Seit dem Tage, wo er vom Königſtein herab ſeine treuen

*) Archenholz.

Sachſen jämmerlich hatte fallen ſehen, war ſein Herz weich geworden, ſeitdem fühlte er für ſein Volk, ſeitdem nagte ein Wurm an ſeinem Herzen. Jetzt ſah er vieles ein — aber zu ſpät! Dies leidige Zu ſpät!

Prinz Xaver war bei ihm, während ſein Sohn Carl ſich in Petersburg befand, als Candidat der Krone von Kurland, welche die Kaiſerin Eliſabeth ihm auf ſein hübſches Haupt zu ſetzen verſprochen. Man fand ihn dort nicht ſehr beleſen *) in Geſchichte, und war es ſelbſt wohl auch nicht. Die ſcheidende Mutter mochte auch dieſes Sohnes gedenken, und nach einem letzten Gruß von ihren Töchtern aus Neapel und Frankreich verlangen. Doch — wer ſollte ihn ihr bringen? Die ſtolze Mutter! Wie arm fand ſie ſich jetzt! Was ſind dem Mutterherzen Gold und Größe, wenn es dafür das Kind entbehren ſoll?

Der Churprinz und ſeine Gemahlin wichen nicht von ihrem Lager, bis ſie den letzten Seufzer ausgehaucht. Ernſten Blickes verließ Maria Antonia dann die ernſte Stätte; denn wem würde nicht eine Lehre eingeprägt beim Anblicke des geſchloſſenen Auges, das nie mehr ſich dem Leben öffnen ſoll, bei dem dahin! dahin! von dem uns keine Zunge redet?

*) Memoiren von Catharina II. von Herzen.

Gesammelt und in sich gefaßt kehrte die junge Churprinzessin in ihr Palais zurück. Sie war an allen Vorgängen der letzten Zeit unbetheiligt geblieben, und wußte noch heute nicht um was es sich gehandelt; das beruhigte sie jetzt um vieles. Auch nur der leiseste Vorwurf hätte an dem Todtenbette eine Centnerlast gewonnen und ihr den guten Muth geraubt, der kommenden, schweren Zeit mit freier Stirne entgegen zu gehen. Doch Gottlob! Ihr Herz war leicht, mit Gottvertrauen und einem reinen Gewissen konnte sie noch Vielem Trotz bieten.

---

## Zehntes Capitel.

### Die Vorstädte brennen.

Kleine Fäden spinnen unser Schicksal, ein Wassertropfen höhlt endlich den Stein; wie aus dem Fruchtkern der Baum, so geht aus unserer geringsten That eine in fernste Tragweite sich verlierende Wirkung hervor, wenn Gott in uns seinen heimlichen Rath unserm, von Leidenschaft betäubtem Ohre, vorenthält.

Besonnenheit, du Mutter alles Glückes, du Trägerin aller Weisheit — wie schwer bist du erworben!

Wir befinden uns in unserer Erzählung inmitten eines großen europäischen Krieges, entzündet um der niedrigsten Ursachen willen — entzündet, um den Haß, die beleidigte Eitelkeit und den Eigennutz zu befriedigen. Friedrich der Große, der geistvolle Weise von Sanssouci, hatte manches Stichwort seines Witzes zu laut fallen lassen, und in seiner Umgebung fanden sich Menschen, willig das erbärmlichste aller Geschäfte, das Amt der Zwischenträger zu üben. So war denn bald nach allen Seiten hin eine böse Saat ausgestreut, um nun durch Menschenblut zu wuchern. Elisabeth von Rußland verzieh die Späße nicht, welche Friedrich über ihr Alter und ihre Runzeln fallen lassen, mit denen sie immer noch die koquette, begehrliche Liebhaberin spielte; Ludwig XV. schämte sich seines Lebens gegenüber einem Fürsten, der die gelehrtesten Männer Frankreichs um sich versammelte, während er seine Tage im Ausruhen von den Orgien der Nacht verbrachte und sein Land von einer Pompadour regieren ließ. Die Königin-Churfürstin von Sachsen hatte er an ihrer empfindlichsten Seite, ihrem bigotten Religionseifer angegriffen, und zwar mit der furchtbarsten aller Waffen, dem Ridicule; sie haßte ihn dafür bis zum letzten Hauche ihres Lebens. Maria Theresia aber, die seinen Thron mit ihm zu theilen verschmäht, mußte an ihn dafür ihr Schlesien verlieren und wollte es jetzt ihm wieder abgewinnen.

Maria Antonia, allen diesen Interessen gleich fremd, mußte nun leiden, was Andere über ein Land verhängt, in welchem sie seit zehn Jahren eine Heimath gefunden. Ihr fünftes Kind war ihr geboren, eine kleine Tochter, die sie nach ihrer Mutter, Amalie nannte. Sorgenvoll blickte sie auf das kleine Wesen, dessen Lebensweg ihr nach allen Seiten hin bedroht schien, dessen hülfloses Alter sie kaum zu schirmen und zu schützen vermochte.

Trotz aller Unannehmlichkeiten, welche sie in dieser von feindlichen Truppen besetzten Stadt erduldete, wollte sie Dresden nicht verlassen. Sie war der Meinung, eine Fürstin müsse auf ihrem Posten bleiben, so lange sie nicht mit Gewalt verdrängt würde, und dies war bis jetzt noch nicht der Fall, indem das Land nur ein neutraler Boden für den Feind und kein eroberter Besitz war.

Der Churprinz folgte der Ansicht seiner Gemahlin, deren hellen Verstand und Kenntniß der Geschäfte er aufrichtig bewunderte. Von Warschau aus war ihnen Beiden das Recht ertheilt, über dem Wohle des Landes zu wachen und dessen Finanzen zu verwalten. Graf Brühl nannte die Churfürstin jetzt häufig seine Collegin, und befahl, daß ihr die erste Stimme bei jeder Entscheidung bleibe. Obwohl ihre Gesundheit sehr angegriffen war, so widmete die junge Frau sich dennoch mit Ernst

den Geschäften, und leitete die Verwaltung in einer so schwierigen Zeit mit großer Umsicht.

Nach dem Tode der Königin-Churfürstin fiel ihr auch die Sorge für deren zurückgelassene Kinder anheim, denen sie Mutterstelle vertrat. Sie speisten an ihrer Tafel, sie gehörten zu ihrem Familienkreise, und in den langen, düstern Winterabenden versammelten sie sich bei ihr und erheiterten sich durch Musik; Prinzessin Elisabeth sang zum Klavir, die Prinzen Albert und Clement begleiteten sie. Auf diese Weise vergaß die unglückliche Familie dann auf Stunden ihre traurige Lage, bis der neue Morgen mit neuen unheilvollen Botschaften heraufzog.

Der König von Preußen zeigte sich nicht geneigt, mit dem churfürstlichen Paare auf freundlichem Fuße zu verkehren und ihnen durch kleine Rücksichten ihre Einsamkeit zu versüßen. Seit dem Versuche auf sein Leben stand er Allem, was zum Hofe gehörte, mit Mißtrauen gegenüber, und diese Empfindung steigerte sich noch, als er verschiedene Male Spione und Verräther unter dem hohen Adel des Landes entdeckte. Maria Antonia mußte daher auch die Demüthigung erfahren, einen treuen Diener, wie der Graf Wackerbart es ihr war, um einer solchen Ursache willen ihr entzogen und nach der Festung Cufstein gesandt zu sehen.

Wie bitter sie sich auch beklagte, wie sehr sie bat,

Friedrich änderte hieran nichts. Er fühlte sich nicht in der Laune eine Gunst zu gewähren, und die Gerechtigkeit konnte sein Verfahren nicht mißbilligen; denn seine Lage war eine so ernste, daß es seiner ganzen Wachsamkeit bedurfte, um sich sowohl gegen nahe, wie gegen ferne Feinde zu behaupten.

Der Gräfin Brühl hatte er seine ganze Rache fühlen lassen. Wenn er schon bei seinem Einzuge den Minister so tief gehaßt, daß er den Ständen, indem er ihnen Schutz versprach, zugerufen: „Jusqu'à votre ministre qui d'ailleus est trop au dessous de moi pour le nommer," so hatte dies Gefühl noch in der letzten Zeit durch die Intriguen von dessen Gemahlin eine bedeutende Steigerung erfahren. Auf seinen Befehl wurden jetzt ihre Häuser, Schlösser, Güter in Sachsen zerstört und ihr bewegliches Eigenthum daraus fortgeschafft. Seine Garde erhielt das Palais in Dresden zum Ausräumen, und erfreute sich unter tausend Scherzen an der ungeheuren Garderobe des Ministers, welcher für jeden Tag des Jahres einen eigenen Anzug mit einer dazu gehörenden Uhr besaß, und fremden Reisenden von seinen Dienern diesen ungeheuren Kleidervorrath als Curiosität hatte zeigen lassen, wobei, wie man erzählt, ein Franzose ganz empört ausgerufen: „Montrez-moi les vertus de votre ministre, mais pas ses culottes."

Auch das Schloß Niſchwitz bei Wurzen, wo Friedrich nach der Schlacht bei Roßbach wohnte und das zu Grochwitz bei Herzberg gab er ihnen zum Ausräumen Preis, während auch das neuangebaute Schloß bei Pförten in der Nieder-Lauſitz in Brand geſteckt wurde, und noch heute als ſchöne Ruine da ſteht — eine traurige Erinnerung einer traurig ernſten Zeit! — In den Nebengebäuden wohnen jetzt die Brühl's, Angeſichtes dieſes Monuments der Rache eines großen Königs, dem kein anderes Mittel blieb, ſeiner Verachtung einen Ausdruck zu leihen, als das, in die Fußſtapfen eines Attila zu treten und „Vernichtung“ einem unſchuldigen Gebäude zuzurufen.

Mit ſeltſamen Empfindungen vernahm man in Dresden die Kunde dieſes Verfahrens! Wohl war Graf Brühl auch hier gehaßt, wohl nannte man ihn auch hier die Geißel ſeines Landes und wünſchte in ſeinem tief innerſten Herzen ſeinen Untergang; aber — keine Zunge wagte ſolcher Geſinnung Verräther zu werden, keine Miene dieſe innerſten Gedanken zu zeigen, denn er lebte noch und war, wenn auch in Warſchau, ſeines Königs unumſchränkter Miniſter.

Hatte man in Dresden ſich auch keiner milden Regierung zu erfreuen gehabt, ſo empfand man doch peinlich den Unterſchied, als nun ein fremder Fürſt hier waltete. Friedrich, den dringenden Anforderungen des

Augenblickes gehorchend, forderte Geld und Soldaten, um den Sold für seine Armee zu bestreiten, um die in ihren Reihen entstandenen Lücken auszufüllen. Das Erstere hatte die Stadt zu bewilligen, das Andere erreichte er durch Gewalt. Vergebens erhoben die Einwohner ihre Klagen, vergebens verwandte sich der Churprinz selbst für sie, indem er dem Könige schrieb, es dürfe eine solche Maßregel nicht ohne seines Vaters Einwilligung getroffen werden. Friedrich lächelte dazu nur. Ihn kümmerte es wenig, was der König von Polen gegen sein Thun und Lassen einwandte. Gewaltsam ließ er die Menschen ergreifen und in Uniform stecken, gleichviel welchem Stande sie angehörten. Auf diese Weise wurden die Diener ihren Herrschaften genommen, die Kreuzschüler aus ihren Klassen abgeführt und der Sohn von der Seite seines Vaters fortgeholt, ohne daß eine menschliche Macht ihn zu schützen vermochte. Allmächtig, mit einem tel est mon plaisir waltete der große Fritz in Dresden.

Er ließ die Stadt nun befestigen und die Thore von seinen Soldaten besetzen. Immer ernster gestaltete sich die Zukunft.

Der Churfürst und seine Gemahlin sahen mit steigender Unruhe diese Gestaltung der Dinge. Maria Antonia schrieb an den König. Seine Antwort befriedigte

ſie wenig; er entſchuldigte, was ſie unangenehm berührte, mit der Macht der Umſtände, und bat ſie die Stadt lieber zu verlaſſen und ſich mit ihrer Familie nach Polen zurückzuziehen.

Nach Polen ſollte ſie gehen. Mit ihren fünf kleinen Kindern ſollte ſie dieſe Reiſe inmitten des Winters unternehmen, in Erwartung eines neuen Zuwachſes ihrer Familie, ſollte ſie bei König Auguſt eine Zuflucht ſuchen, während er ſelbſt um die Mittel zu ſeinem Unterhalte verlegen war und allen Schmuck ſeiner Gemahlin zur Beſtechung ruſſiſcher Großen nach Petersburg wandern ließ, von dort ſeine Rettung erwartend.

Nach Polen ging ſie unter keiner Bedingung. Frankreich machte jetzt bedeutende Rüſtungen. Die Dauphine hatte ſich Ludwig XV. zu Füßen geworfen und ihn angefleht ihr armes Sachſen zu befreien; Maria Thereſia hatte an Madame de Pompadour geſchrieben: Ma chère Cousine! ſo mußte man ſich denn ſeiner Bundesgenoſſen ernſtlich annehmen und eine Politik befolgen, die Frankreich ſonſt fremd war.

Zehntauſend brave Sachſen, von Friedrich bei ſeinem erſten Einfall zu Gefangenen gemacht und unter ſeine Fahnen geſtellt, waren deſertirt und hatten die franzöſiſche Grenze gewonnen. Unter dem Schutze der Dauphine formirten ſie ſich hier auf's neue, und führten

vierundzwanzig Kanonen, ein Geſchenk von ihr und mit ihrem Namen geziert. Es war ein Tribut, den dieſe Prinzeſſin ihrem bedrängten Vaterlande gezollt, und ihr Bruder, Prinz Xaver, ward berufen, ihr Führer zu ſein. Leider fehlte ihm dazu das Talent. Am Hofe Auguſt's III. herrſchte aſiatiſche Pracht und Ueppigkeit, da bildete ſich kein Prinz für die Strapazen des Krieges, da lernte er nicht den Mühen und Gefahren trotzen, welche das Leben im Lager mit ſich bringt, da wurde kein Held, einem Friedrich zu begegnen, erzeugt.

Auch Oeſterreich rüſtete ſich jetzt, Sachſen zu Hülfe zu kommen. Feldmarſchall Daun rückte heran, um Dresden zu nehmen, während die Reichstruppen den Sonnenſtein beſetzten.

Immer eigenthümlicher wurde bei ſolchen Umſtänden die Lage des churprinzlichen Paares. Wie konnte man eine Stadt erobern wollen, worin die fürſtliche Familie mindeſtens dem Feinde als Geißel in der Hand blieb! Erwartungsvoll ſah Maria Antonia dem Ausgange zu, doch verlor ſie keinen Augenblick ihren Muth.

Wie ſie erwartet, ſo kam es. So wie die Oeſterreicher ſich nahten, kündigte der Gouverneur von Dresden dem fürſtlichen Paare an, daß es ſich in das Schloß zurückzuziehen habe, und wenn der Feind die Stadt nähme, würde er ſich mit ihnen in die Luft ſprengen.

Maria Antonia hörte ihn ruhig an. Sie konnte, wenn es sein mußte, sterben; wußte aber auch, daß Daun sie einem solchen Aeußersten nicht aussetzen würde, und wie sie erwartet, zog er sich vor dieser Alternative zurück und nahm bei Stolpen ein festes Lager ein.

Bald aber rückte der österreichische Feldherr auf's neue heran. Man zitterte in Dresden vor solchem Befreier. Um ihn zurückzuschrecken, mußten die Vorstädte geopfert werden. Hoch schlugen die Flammen zum Himmel empor, und verbreiteten weit und breit eine furchtbare Helle. Es war ein schauerlicher Anblick. Wehmüthig sah der Churprinz aus den Fenstern des Schlosses dem Vorgange zu, den Maria Antonia mit heißen Thränen betrauerte. Sie sah nun erst ein, was das Wort Krieg besagen wollte.

Die ganze Pirnaische Vorstadt wurde ein Raub der Flammen, hunderte von Häusern brannten ab, und tausende von Menschen verloren Hab und Gut und Wohlstand.

Schauerlich war der Anblick der rauchenden Stätte, die eine klagende, obdachlose Menge umstand. Maria Antonia zeigte ihrem ältesten Sohne dies Bild des Gräuels, damit es seiner jungen Seele tief sich einpräge und ihn warne, um solchen Preis den Ruhm zu suchen, mit dem Gut und Blut seiner Unterthanen nach einer falschen Ehre zu streben.

Sie sandte den sächsischen Gesandten, Herrn von Pinckau, mit einer bittern Klageschrift an den Reichstag nach Regensburg ab, sie legte überall Protest ein gegen dies Verfahren Preußens — aber das Geschehene, wer änderte das jemals?

Die Häuser lagen nicht minder in Asche, ihre unglücklichen Besitzer beweinten nicht minder ihr Eigenthum, und blickten umher, womit jetzt ihren Unterhalt gewinnen! — Wo Jeder arm war, ließ sich vom Nächsten wenig Hülfe erwarten, und auch Maria Antonia war ja arm, und versetzte ihre Juwelen, um nur die eigenen Bedürfnisse zu bestreiten.

Daun zog nun wieder ab und Friedrich zog dafür ein, der große Friedrich, den Maria Antonia einst so sehr bewundert und der ihr so viel Uebles zugefügt. Aber auch jetzt noch wußte sie den Feldherrn von dem Manne zu scheiden, der die Künste übte und seine Erholung in deren Dienste suchte. Oftmals sah sie ihn aus der Ferne mit seinen Offizieren vorüber reiten und bedauerte, daß das Schicksal es so gewollt, den von ihr so hochgeschätzten Mann als Feind jetzt fürchten zu müssen.

Ein neuer Comet zog am Himmel herauf, in nächtlicher Weile sah sie staunend nach diesem Phänomen aus, das man damals noch gerne mit irdischen Dingen ver-

schwistert, als Boten blutiger Kriege betrachtete — und war man nicht inmitten seiner Drangsale?

Bald sollte nun auch die Wilsdruffer Vorstadt ein Raub der Flammen werden. Immer öder wurde es um die Mauern der bis auf die Festungswerke zusammengeschmolzenen Stadt, welche die Reichsarmee jetzt zur Uebergabe zwingen wollte. Kanonen donnerten, in zitternder Erwartung sahen die Bewohner der Stadt jedem kommenden Morgen entgegen, und Maria Antonia theilte ihr Schicksal. Kaum gelang es ihr, noch äußerlich die gewohnte Ruhe zu zeigen und ihren Gatten und ihren Kindern die Sorge zu verbergen, die sie drückte.

Der Kreis ihrer Freunde hatte sich verringert; Graf Wackerbart, seiner Haft wieder entlassen, hatte sich nach Warschau begeben, Graf Salmour und seine Gattin waren von Friedrich dem Großen aus ihrer Nähe entfernt worden; so war sie denn auf ihre Familie und einige wenige Diener beschränkt.

Trotz des sie umgebenden Waffengeräusches nahm sie jede Gelegenheit wahr, sich und die Ihrigen durch kleine Feste zu zerstreuen; willkommen war ihr daher die Vermählung des Grafen Bolza mit ihrer Aga, der Gräfin Martinitz, die sie im Schlosse mit allem Pompe feiern ließ.

Prinz Heinrich von Preußen hatte vielleicht noch

keiner katholischen Trauung beigewohnt, und benutzte die Gelegenheit, um incognito von dem Zimmer des Apothekers in die Capelle hinüber zu schauen. Maria Antonia kannte sein Versteck und bedauerte, den interessanten, ritterlichen Feind nicht unter die Zahl ihrer Gäste rechnen zu dürfen.

Die Wintermonate verstrichen einsam genug. Wollte sie jetzt ihre Lieblingsstudien vornehmen, so schreckte sie Waffenlärm auf. Jeder Tag brachte Neues, Erschreckendes mit sich, nach keiner Seite hin wollte die Hoffnung auf ruhigere Zeiten sich bieten. Die Verhandlungen in den Kabinetten, die Bewegungen der Truppen, die Nachrichten von gewonnenen oder verlorenen Schlachten, das Geschick oder die falsche Disposition eines Feldherrn waren das Gespräch des Tages, dem Jeder sich lieh. Dazwischen aber spielte die nächste Noth ihr trauriges Intermezzo.

Von vielfachen Sorgen gebeugt, gab die Gesundheit Maria Antonia endlich nach. Bianconi empfahl die größte Ruhe. Aber wie ihr diese gewähren, wo dem Gemüthe so vielfache Aufregung drohte?

Am 13. April 1759 wurde Prinz Maximilian geboren. Die bessere Jahreszeit trat nun ein, der blaue Himmel, der Sonnenschein, verliehen der gebeugten Frau wieder heitere Gedanken, und der Churprinz sah zu seiner

großen Freude, daß sie sich sichtlich erholte und neuen Muth faßte, den Stürmen des Lebens zu begegnen.

So wie der Frühling vorschritt und wärmere Lüfte wehten, ließ sie ihre vier ältesten Söhne nach dem großen Garten bringen und dort wohnen. Das Winterleben in einer von Feinden besetzten Festung hatte den Kleinen wenig Promenaden in der freien Luft gegönnt, auch sie bedurften der Erholung. Besonders hatte der kränkliche Karl sehr gelitten, und die zärtliche Fürsorge der Mutter für den leidenden Liebling ließ sie keine Mühe scheuen, ihm die so nothwendige gesunde Luft zu verschaffen. Sie schrieb an Graf Wackerbart nach Warschau:

„Gegen meine Erwartung ist es mir gelungen, sie bequem im großen Garten unterzubringen; sie sind dort unter dem Schutze Gottes und einiger Schweizer."

Von neuem widmete sie sich nun den öffentlichen Angelegenheiten, und meldete Graf Brühl in Bezug darauf Alles, was vorging. Der Churprinz unterzeichnete, sie aber prüfte und ordnete an, ihr wurden die Berichte vorgelegt, sie sah die Rechnungen durch und überlegte, wie sich mit den Einkünften des Landes die Erpressungen der Preußen und die Bedürfnisse des Hofes in Warschau bestreiten ließen, ihrer eigenen Ausgaben nicht zu gedenken. Ihr Hofstaat kostete jetzt nicht viel. Sie schrieb über ihr eigenes Leben:

„Die vielen Leiden haben mich endlich gleichgültig gemacht gegen die Annehmlichkeiten des Lebens. Ich gehe ſpazieren, wenn es mir geſtattet wird, und wenn nicht, ſo bleibe ich zu Hauſe, et je ne suis plus sensible qu' aux maux publiques.“

Dieſe zu erleichtern war ihr einziges Beſtreben, und von Warſchau aus war die ganze Machtvollkommenheit dazu in ihre Hand gelegt; aber nur nicht das Können. Sie genoß jetzt der Befriedigung, Regentin zu ſein, ſie herrſchte; aber mit welchen Mitteln und über welch ein Volk. Oh, Ironie des Schickſals!

Was die junge Frau ſo heiß erſehnt, was ihr Ehrgeiz ſtets geträumt, das war ihr zu Theil geworden, und, wie es uns gewöhnlich geht, wenn wir nach langer, mühſamer Wanderung ein erſehntes Ziel erreicht, ſo ſtand ſie enttäuſcht davor. Wie viel Sorgen, wie viel Mühe, wie viele ſchwere Verantwortlichkeit ruhte nun zugleich mit auf ihren Schultern!

Wohl befriedigte es ihren Stolz, daß ihre Kenntniſſe der Staatsverwaltung ſie befähigten mit Einſicht zu befehlen; wohl freute es ſie, durch ihre Klugheit es dahin gebracht zu haben, daß ein Brühl ſie zu ſeinem Stellvertreter ernannte und ſich ihr demüthig unterordnete; wohl gefiel es ihr, daß ſie daneben auch ihren Gatten vertrat, daß auch von dieſer Seite her ihr Talent

seine Anerkennung fand, unbeschadet seiner großen Liebe für sie. In einzelnen Momenten, wenn sie sich überlegte, was sie erreicht, so schwoll ihr Herz von stolzer Freude. Dann aber wieder fühlte sie die Mühen ihres Amtes, sehnte sich zurück nach ihrem heitern Jugendleben, nach Sang und Tanz und Spiel und dem Cultus der schönen Künste, wo sie sich Lob und Beifall erwarb, ohne daß das Wohl und Weh des Volkes dabei ihre Stirne furchte.

Sie sollte jetzt den Hunger stillen, der Noth abhelfen, dem Elend eine Hoffnungspforte zeigen; wie manche schwere Stunde verursachte ihr das! Trotz der Elasticität ihres Geistes wurde es ihr dann oft schwer, nach des Tages Mühen den Abend durch Musik und heitere Unterhaltung zu würzen, und dennoch erkannte sie die Nothwendigkeit dieses Wechsels, um dadurch neue Frische zum Handeln zu gewinnen.

Auch auf diplomatischem Felde wurde ihre Klugheit jetzt in Anspruch genommen; sie führte die Correspondenz mit der Kaiserin Maria Thersia, und ertheilte ihren Rath bei allen Verhandlungen mit fremden Mächten in Bezug auf Krieg und Frieden. Hätte Brühl ihr früher eine solche Stimme zugestanden, so würde man sich wahrscheinlich nicht in eine so traurige Lage versetzt

gefunden haben. Jetzt freilich war das Uebel geſchehen und nicht ſo leicht wieder gut gemacht.

Maria Antonia entwarf den Plan zu einem neuen Feldzuge, ſie faßte eine politiſche Broſchüre ab, ſie ſuchte fortwährend nach Mitteln, der demüthigenden Lage zu entgehen; aber ihr fehlte die Hauptſache dazu; ſie hätte ein Mann ſein müſſen und eine Armee unter ihrem Befehle haben, um auftreten zu könnrn, wie ihr Stolz es begehrte. Sachſen konnte jetzt nichts leiſten, konnte weder Geld noch Soldaten liefern, und ohne Beides ſchreibt man einem Feinde keine Geſetze vor.

Die Schlacht bei Kunersdorf war geſchlagen. Die Oeſterreicher, welche ſtets die Wiedereroberung Dresdens im Auge hatten, glaubten dieſen Moment benutzen zu können, um mit den Reichstruppen vereinigt einen Angriff zu wagen in Abweſenheit des Königs von Preußen. Sie ließen das Geſchütz von Prag kommen, und der Gouverneur der Stadt, General Schmettau, rüſtete ſich nun zur Gegenwehr. Er verließ deshalb die Neuſtadt, welche von der Altſtadt durch die Elbe getrennt iſt, und ſchloß ſich in dieſe letztere ein.

In geſpannter Erwartung ſah das churfürſtliche Paar dieſer Wendung der Dinge entgegen. Beneidenswerth war dieſe Lage nicht. Die feindlichen, oder vielmehr die befreundeten Kugeln konnten ſie in ihrem

Schloſſe ganz nahe umkreiſen. Die Gemäldegallerie war zum Glück ſchon auf dem Königſtein, alle übrigen Kunſtſchätze auf das ſorgfältigſte verwahrt. Maria Antonia hatte dafür Sorge getragen; das eigene Leben und das ihrer Kinder konnte ſie dagegen nur dem Schutze Gottes vertrauen.

Der kaiſerliche General Quasco drohte die Stadt mit achtzehn Batterien zu beſchießen; Schmettau verſprach ihm mit hundert Kanonen darauf zu antworten. Während er dieſe kühne Sprache führte, wurde er erſt von der verlorenen Schlacht ſeines Königs unterrichtet. Das veränderte allerdings die Lage der Sache. Schmettau überblickte ſeine geringe Beſatzung und die Unmöglichkeit der Hülfe. Dieſen Moment benutzten die Oeſterreicher, um ihm eine Capitulation anzubieten.

Athemlos erwartete die Stadt ſeinen Entſchluß. Er fiel verneinend aus. Jetzt ſchritt man zu Drohungen. Schmettau verlachte ſie und zündete dafür die noch bleibenden Vorſtädte an.

Wieder ſtiegen die Flammen zum Himmel empor, wieder ſah eine troſtloſe Menſchenmenge dieſer Verheerung zu, und das junge Fürſtenpaar war von ſeinem Schloſſe aus Zuſchauer dieſer Gräuelſcene und konnte wiederum nicht helfen. — Gott ließ es zu, ſo mußten auch ſie es zulaſſen.

Das Gefühl ſeiner Ohnmacht kann momentan ein bitteres in dem Menſchen werden, wenn er Zeuge iſt, wie das Unrecht ſiegt auf Erden und die böſe Saat wuchert.

Immer mehr ſchmolz Dresden zuſammen, auch jenſeits der Elbe gab es jetzt rauchende Trümmer und Aſchenhaufen, von heulenden Weibern und Kindern umſtanden.

Jetzt begehrte der öſterreichiſche Feldherr eine Unterredung mit Schmettau, ohne ihn jedoch milder ſtimmen zu können. Er hatte den Churprinzen mit ſeiner Familie in ſeiner Mitte, er konnte das Schloß anzünden, und er drohte dies zu thun, ſobald man ihn von dieſer Seite her angreife. Das wirkte. Zu dieſem Aeußerſten durfte man ihn nicht reizen.

Während ſiebenundzwanzig Tagen blieb die Stadt in dieſer Lage, bedroht, vertheidigt, kaum wiſſend, in welchen Händen ſie ſich befinde. — Maria Antonia verhielt ſich dabei ganz ruhig. Sie hatte nie zuvor durch Verrath oder Kundſchaften den Zorn der Preußen hervorgerufen, noch Intriguen gegen ſie geſponnen, wie die Königin es mit der Gräfin Brühl gemeinſchaftlich gethan; ſie vermied es alſo auch jetzt wie eine Betheiligte aufzutreten, und erwartete reſignirt den Ausgang der Dinge.

Der Gouverneur, seinem persönlichen Muthe folgend, hätte sich nimmermehr ergeben; aber seine Soldaten murrten, und er hatte die Kriegskasse zu retten, welche leider hier verwahrt gehalten wurde. Diese Verantwortlichkeit schreckte ihn, diese fünf Millionen, der Sold für Friedrich's Armee, durften nicht in des Feindes Hände fallen; er mußte sie retten, sei es selbst durch Verzichtleisten auf die Ehre, den Platz bis zum letzten Mann vertheidigt zu haben.

Die Belagerer wußten, daß ein Hülfscorps im Anzuge war, sie drohten also mit verzweifelten Angriff und boten zugleich die günstigsten Bedingungen für eine Capitulation. Jetzt glaubte Schmettau annehmen zu müssen.

Schwer sollte er diesen Entschluß bereuen. Kaum hatte er unterzeichnet, so erschien der General Wurm ihm zur Hülfe, aber leider zu spät! Dies arge „Zu spät!" das uns tiefer schmerzt, als das gar nicht.

Die Oesterreicher zogen nun in die Stadt und schrieen: „Schießt die Hunde todt! Feuer auf die Canaillen!" So ganz vergaßen diese Offiziere des Gebotes der Ehre, so wenig achteten sie ihr gegebenes Wort.

Die preußische Garnison nahm indessen durch die Neustadt und das schwarze Thor ihren Abzug, und die Stadt war befreit. Doch wovon, möchte man fragen? Freund oder Feind, gleich viel, wenn der arme Einwohner

die Laſten eines Krieges tragen ſoll, wenn er Soldaten bei ſich beherbergen, wenn er mit ihnen das mühſam erworbene Brod theilen, ja wenn er oft ſogar zu darben gezwungen iſt, nur um es reichen zu können. Unter ſolchen Verhältniſſen bleibt Freund und Feind daſſelbe, und nur ein Wechſel der Uniform, nicht ein Wechſel der Kriegeslaſten trat für Dresden ein.

Am 16. September wurden freilich in allen Kirchen Dankgebete gehalten und ein Tedeum geſungen, doch wirklich frohe Herzen ſchlugen dabei nicht. Die Stimmung blieb gedrückt, die Sorge lauerte noch vor der Thüre.

Maria Antonia hatte dennoch Urſache mit dieſem Abzuge der Preußen zufrieden zu ſein; denn ihre Stellung zu den Verbündeten war eine angenehmere, ſie durfte von ihnen erwarten, ſich in ihren Rechten anerkannt zu ſehen; ſie und der Churprinz waren daher wirklich froh, und mit ihnen war es der Hof.

Der Feldmarſchall der Reichsarmee, der Prinz von Zweibrücken, lud ſie ſogleich in ſein Hauptquartier nach Nöthnitz *) zu einem Feſte ein, das er für ſie veranſtaltet. Mit höchſter Freude kleidete ſie ſich dazu an. Wie lange hatte ſie keine große Toilette vorgenommen, wie

*) Landſitz des Kammerherrn von Könneritz.

lange ihren Schmuck nicht angelegt, und wie viel Vergnügen gewährte ihr jetzt das lang Entbehrte, mit wie leichtem Herzen ging sie einem Mahle entgegen, bei dem sie wieder in der ihr gebührenden Stellung einer regierenden Fürstin dieses Landes erscheinen konnte.

Sie verlebte einen heitern Tag. Der Prinz, die Offiziere würzten das Mahl mit Anecdoten aus ihrem Feldlager; sie hatten ihr so manches mitzutheilen, das ihr in ihrer Abgeschiedenheit fremd geblieben, und besonders noch ihr so manche Züge aus dem Leben Friedrich's II. mitzutheilen, die sie lebhaft interessirten. War man dem Könige von Preußen auch feindlich gesinnt, so war man darum nicht minder seines Ruhmes voll, und zollte seinem Character und seinem Talente als Feldherr die höchste Bewunderung. Ihn zu besiegen war eine Kunst, die den Ehrgeiz stachelte.

Die geistvolle, muntere Frau fühlte sich einmal wieder in ihrem Elemente, indem sie der Mittelpunkt der Gesellschaft wurde und durch ihre Unterhaltung Alle für sich einnahm. Wie man sonst nur von den schönen Künsten zu sprechen gepflegt, so redete man jetzt nur von Schlachten. Wie man sonst einen Hasse, eine Faustine zu sehen begehrt, so wünschte man jetzt einen Helden dieses Krieges zu erblicken, und alle Hoffnungen der Zu-

kunft lagen in einem Frieden begründet und in seinen Segnungen.

Indem man sich eine solche Möglichkeit ausmalte, fragte Maria Antonia wohl oft: womit wird dann Sachsen entschädigt werden, das so viel gelitten? Doch fragte sie vergebens. Niemand konnte diese Frage jetzt noch beantworten und auch Maria Theresia beantwortete sie ihr nicht. Die stolze Kaiserin schrieb an die Churprinzessin von Sachsen und nicht an die nahe Verwandte ihres Hauses, der sie persönliche Theilnahme schuldete.

Als sie am Abend in die Stadt zurückkehrte, die Straßen so öde da lagen, die Bürger mit gebeugtem Haupte an ihr vorüberschlichen, und Alles so traurig, stille und verwaist aussah — da tauchten Erinnerungen in ihr auf, die ihr Herz schmerzlich beklemmten. Sie sah in ihren Gedanken das große Opernhaus erleuchtet, sie sah den prächtigen Hofstaat August's III., sie sah die Paläste seiner Großen, und vor allem seines mächtigen Ministers lucullische Feste, und schloß ihr Auge davor mit einem: „Ach! Es waren doch schöne Zeiten!“ — Und dennoch genügten sie ihrem Ehrgeize damals nicht!

## Elftes Capitel.

### Die Flucht vor dem Bombardement.

Im Palaſte Czernin in Prag herrſchte ein reges Leben. Es war von Wien aus der Befehl eingelaufen, ihn zum Empfange des Churprinzen von Sachſen nebſt Gemahlin und Hofſtaat einzurichten, und der Graf Nettolinski überſah jetzt die Räumlichkeit und ordnete ihre Verwendung an.

Die Kaiſerin Maria Thereſia hatte ihren Verwandten ihre Gaſtfreundſchaft angeboten, für den Fall, daß die Preußen eine Wiedereroberung Dresdens verſuchen ſollten und ihre Sicherheit dadurch gefährdet ſei. Es war wohl das geringſte, was man einer verbündeten Macht leiſten konnte, welche das Opfer dieſer Freundſchaft wurde; aber auch dieſes Geringe wurde auf wenig großmüthige Weiſe gereicht.

Maria Antonia, wie alle Frauen ihrer Familie, haßte ihre hohe Verwandte, und begehrte ihre Broſamen nicht, nachdem ſie ihr den kaiſerlichen Thron genommen. Auch jetzt alſo ſchickte ſie ſich nur langſam in die Nothwendigkeit, dies Erbieten annehmen zu müſſen. Ihrer eigenen Sicherheit wegen wäre es vielleicht nie geſchehen,

aber ihre Kinder? — Ein Mutterherz kennt keine Bedenklichkeit, ſobald dieſe gefährdet ſind.

Friedrich von Preußen rückte jetzt heran, um in Sachſen ſeine Winterquartiere zu nehmen. Dennoch immer war es der Mehlſack für ihn und ſeine Armee. Mit Schrecken vernahmen die Bewohner Dresdens dieſe Kunde. Von neuem ſollte ſich nun der Krieg um ihre Mauern zuſammenziehen, von neuem um ein Terrain gefochten werden, das ſchließlich weder dem Freunde noch dem Feinde gehörte, und darum von keinem geſchont und berückſichtigt werden konnte. Viel beſſer noch offene Fehde, viel beſſer noch den letzten Tropfen Blutes für die Vertheidigung des eigenen Herdes hingeben, als dieſer Gut, Blut und Leben ſaugenden Neutralität anheim fallen.

Die Stunde war nun gekommen, wo die ſächſiſchen Fürſten ihren Unterthanen weder Schutz verleihen, noch Schutz von ihnen empfangen konnten. Ernſten Blickes überdachte Maria Antonia ihre Lage.

„Es hilft nicht länger, ich muß die Einladung meiner Couſine annehmen,“ ſagte ſie ſeufzend. „Ich muß das Land verlaſſen, in welchem meine Söhne herrſchen ſollen, ohne die Gewißheit, ob wir es wiederſehen. Wir müſſen abreiſen.“

„Wenn Du ſo ungerne nach Oeſterreich gehſt, ſo

laß uns Baiern wählen. Dein Bruder hat ja wiederholt darum gebeten," warf der Churprinz ein.

„Wie gerne ich zu ihm ginge, ſagen keine Worte," erwiderte ſie ernſt. „Aber die Entfernung! Von dort aus iſt es unmöglich unſere Intereſſen hier zu wahren und eine Stimme abzugeben bei der Verwaltung der Finanzen."

„Die werden jetzt nicht groß ſein," erwiderte traurig der Prinz.

„Das weiß der Himmel! Auch iſt es ein Grund mehr, warum ich ſo ungerne nach Prag gehe. Mit leerem Beutel ankommen, auf die Gnade der ſtolzen Kaiſerin für unſern Unterhalt angewieſen ſein — das iſt ſchrecklich!"

„So wähle doch München!"

„Die weite Reiſe, inmitten feindlicher Armeen, die großen Koſten! — Mit ſechs Kindern iſt es nicht leicht ein Unterkommen zu finden, man muß ſich dann ſchon theilen; denn nicht einmal Pferde ſind ja vorräthig, um das Gepäck fortzubringen, viel weniger noch uns ſelbſt. Das Alles ſind Bedenken! Und in München — erſcheinen wir ja auch als flüchtige Fürſten, mit leeren Kaſſen. Dieſe Lage iſt auch dort nicht angenehm."

Der Churprinz ſchwieg. Es ließ ſich nichts dagegen einwenden, ſo wenig wie er etwas an der Lage der

Sache zu ändern vermochte. Wenigstens wollten sie den äußersten Moment abwarten.

Langsam traten sie ihre Reise an. Zuerst ging es nur bis Pirna, und dann in kurzen Tagreisen, in Erwartung neuer Nachrichten von der Bewegung der preußischen Armee, der Grenze zu. Die Octobersonne schien hell, die frische, belebende Luft der nahen Gebirge fächelte wohlthuend die Wangen, die goldenen Tinten des Laubes schmückten lieblich die Höhen. Die Landschaft lag friedlich da unter dem klaren blauen Himmel, den keine Wolke überzog, so daß man in dieser Stille und Ruhe nur mit Mühe an das fern tönende Waffengeklirre und an Mord und Tod glauben mochte.

Maria Antonia gedachte ihrer frühern Reise nach Böhmen, als sie den Schrein des heiligen Nepomuk heimsuchte, und an ihre damaligen Gefühle. Der leichte Sinn der jungen Frau in jenen Tagen, und die besorgte Mutter von heute, welche mit ernster Miene den Händeln der Fürsten und Völker folgte und die Regierung eines Landes zu leiten bemüht war, wie verschieden standen sie zu einander!

„Kennst Du noch Ermelinde Palèa?“ fragte sie plötzlich ihren Gatten mit scherzendem Ausdrucke. „Ach! Wie glücklich machte mich einst diese Benennung!“

„Die Auszeichnung paßte für die damalige Zeit,“

sagte er mit liebevollem Blicke; „heute gebühren Deinen Talenten, Deinem Geiste andere Ehren.“

Endlich lag die Grenze Böhmens vor ihnen, der Rubikon mußte überschritten werden, und mit einem seufzenden Rückblick auf ihr Sachsen befahlen sie das „Weiter!“ und fuhren muthig ihrem Asyle zu.

Das Prag von Einst war auch das Prag von Jetzt nicht mehr. Spuren der Zerstörung allüberall! — Kugeln und Bomben hatten an den Mauern gewüthet, und bevor die Palme des Friedens wehte, wagte keine Hand das Werk der Herstellung zu beginnen. Geld, Lust und Muth fehlte den Leuten, so lange die Sicherheit ihres Eigenthums ihnen noch nicht verbürgt war.

Traurig war darum der Einzug des fürstlichen Paares durch die öden Straßen, wo nur sorgenvolle Mienen ihnen aufstießen.

Der Palast Czernin war ebenfalls bei der Belagerung nicht verschont geblieben und trug noch heute die Spuren davon. Maria Antonia fand die Einrichtung wenig behaglich und die Räumlichkeit unzureichend für ihre große Familie. Die jungen Prinzen wurden daher sogleich in dem nahgelegenen Lobkowitz'schen Palais untergebracht. Auch mit ihrer Beköstigung und der sonstigen Fürsorge für ihren Unterhalt äußerte sie sich unzufrieden und rügte bitter eine so karg zugemessene Gastfreundschaft.

Graf Nettolinski vertheidigte ſich mit der ihm zur Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe überwieſenen Summe, und erbot ſich dieſe netto auszuzahlen und ihr ſelbſt die Verwendung zu überlaſſen; aber freilich fand es ſich dann, daß damit nicht auszureichen war, ſelbſt wenn man ſich noch ſo einfach behalf.

Dieſe Verhandlungen mußten für die Churprinzeſſin höchſt peinlich ſein, und bitterer Unmuth füllte ihr Herz, wenn ſie, die Enkelin des ſtolzen Kaiſers Joſef I., jetzt bei der Tochter ſeines jüngeren Bruders wie eine Bettelnde erſcheinen und mit ihr um die Nahrung für ihre Kinder rechten ſollte, nachdem ſie ſie um Thron und Land gebracht.

Verſtimmt hatte ſie an der Abendtafel Platz genommen, ohne von den aufgetragenen Speiſen zu genießen. Ihr Ehrgeiz litt bei dem Demüthigenden ihre Lage und innerlich ſann ſie, ob denn keine Abhülfe ſei; aber freilich, ohne ein Mittel zu finden.

Die Schickſale der Welt ändert der Einzelne nicht, ſo fein auch die Fäden ſind, welche ſie geſponnen, und ſo oft auch eine einzige Hand ſie zuerſt gewoben!

Ohne einen Brühl und den von ihm geübten Verrath an ſeinem Lande ſäße ſie jetzt nicht an dieſer Tafel und äße das Brod der Gnade. Solche und ähnliche Gedanken durchzogen ihren Sinn und umwölkten ihre Stirne,

so daß sie auf ihre Umgebung nicht hörte und den traurig und forschend auf ihr haftenden Blick des Churprinzen nicht bemerkte.

Da wurden die Flügelthüren weit geöffnet und der „Graf von Abendberg" als Gast angemeldet.

Erstaunt blickten Alle auf. Um diese nächtliche Stunde ein Unbekannter, mit allem Ueberspringen gewöhnlicher Etikette, konnte nur ein Bote des Unglückes, vielleicht aus feindlichem Lager sein.

Indessen trat der Genannte in den Saal, und mit einem lauten, freudigen Schrei der Ueberraschung stürzte ihm Maria Antonia, „mein Bruder!" rufend, alsobald in die Arme.

Der Churfürst von Baiern wollte seine Schwester, wie im Jahre 1749, durch seinen Besuch überraschen, und war ihr zu jener Zeit die Gegenwart eines so geliebten Verwandten ein Trost und eine Freude gewesen, so gewährte sein Anblick ihr heute ein kaum zu beschreibendes Glück! Selten nur herrschte unter Geschwistern eine solche Uebereinstimmung des Geschmackes und der Neigung, wie unter ihnen Beiden. Durch seine Gegenwart gehoben und getragen, vergaß Maria Antonia, daß sie eine flüchtige Fürstin sei, und gab sich dem Augenblicke hin. Wie früher, trieben sie Musik mit einander, luden ihre Bekannten von damals ein und nahmen an kleinen

Festlichkeiten Theil. Der Churfürst hatte seine neuesten Compositionen mitgebracht und sein „Basse de viole“, womit er seine Schwester begleitete. Sie vergaßen den Hader der Welt und verloren sich in dem Reiche der Töne, wo Beiden eine Heimath blühte.

Acht Tage flossen unter diesen harmlosen Freuden dahin, acht glückliche Tage! — Wie ein Traum waren sie entschwunden! Erst als die Stunde des Scheidens da war, empfand die Churprinzessin, was sie mit der Abreise ihres Bruders verlor, und leistete jetzt das Versprechen, ihm nach München zu folgen, sobald sie die nöthigen Vorbereitungen getroffen und das Schicksal ihrer Hauptstadt entschieden sei.

Hier änderte sich jedoch noch wenig. Der König von Preußen hielt sich in seinem Lager und schob einen Angriff auf die Stadt hinaus. Zwischen Meißen und Dresden, bei dem Dorfe Wilsdruff ließ er in freiem Felde einen Theil seiner Armee campiren, welche die Winterkälte grausam vernichtete; die Oesterreicher aber, um ihm nicht nachzustehen, führten im Plauenschen Grunde das Gleiche aus.

So gab es denn von beiden Seiten der Todten genug, ohne daß der Kampf sie dem Leben geraubt.

Wunderbarer Einfluß des Krieges auf das menschliche Gemüth, daß es den Feldherrn unempfindlich

macht gegen ein geopfertes Leben! Während im Frieden des Einzelnen Wohl und Weh ein heiliges Gut ist, das der Staat beschützt und das Gewissen pflegt, wird im Kriege um Tausende nicht gerechtet.

Maria Antonia folgte mit regem Interesse allen Vorgängen, und wünschte nach Dresden zurückzukehren, um mit eigenen Augen die Lage der Dinge zu sehen, bevor sie sich noch weiter entfernte. Doch Brühl wiederrieth es ihr. Es ließ sich in der That in diesen bedrängten Verhältnissen wenig thun.

König August hatte die Freude, daß seine Tochter jetzt den Thron von Spanien bestieg und ihren Sohn als König von Neapel zurück ließ. Spanien und Frankreich besaßen jetzt Fürstinnen aus seinem Stamme, und er selbst — sollte nur ein geduldeter König sein! —

Raphael Mengs wohnte wieder in Rom mit seiner schönen Gattin. Winkelmann, der berühmte Kunstforscher, seines beschwerlichen Amtes in Dahlen entlassen, war von Bianconi, dem Leibarzte der Churprinzessin, mit Empfehlungen nach Rom versehen, und hatte seinen ausgezeichneten Landsmann aufgefunden, der ihn gastfrei an seinem Tische aufnahm. Bald herrschte das schönste Einvernehmen unter beiden großen Männern, dem die innigste Freundschaft folgte. — Raphael Mengs war nicht nur ausübender Künstler geblieben, er hatte

auch wissenschaftliche Studien betrieben und manches Werthvolle über die Theorie des Schönen geschrieben, das er nun mit Winkelmann durchging.

Die junge Königin von Spanien, kaum in ihrem Reiche angekommen, hegte keinen größeren Wunsch, als ihren Palast mit Kunstwerken von Raphael Mengs geschmückt zu sehen, vielleicht um damit Erinnerungen an die Heimath zu verweben, vielleicht um in dem sächsischen Talente sich selbst zu ehren. Unter den glänzendsten Bedingungen wurden ihm daher diese Arbeiten aufgetragen.

Maria Antonia hörte davon und sehnsüchtig richtete sich schnell ihr Blick nach dem Süden. Dort herrschte Ruhe, dort fand man Zeit sich an dem Schönen zu freuen, während im Norden nur Waffen geschmiedet wurden.

Der böhmische Adel bestrebte sich freilich ihr den Aufenthalt in seiner Hauptstadt angenehm zu machen, man gab Feste, studirte die Pastorale „Endimione“ von Metastasio ein und überraschte sie mit der Aufführung nach einem glänzenden Diner bei Graf Sternberg. Sie war dankbar dafür, sie freute sich auch; doch immer konnte das Vergnügen nicht voll in ihrem Herzen Platz gewinnen, so lange sie in ihren nächtlichen Träumen die Wälle Dresdens einstürzen und seine Bewohner unter

rauchenden Trümmern begraben sah. Wer konnte ihr sagen, ob nicht zu eben der Stunde, wo sie hier lachte und scherzte, dort Vernichtung und Tod um sich griff! Und Sachsen war doch nun ihr Vaterland, der Boden, wo ihre Kinder das Leben erblickt, dahin gehörte auch sie.

Im Januar trat sie, begleitet von ihren vier ältesten Kindern, die Reise nach München an. Die beiden jüngsten Prinzen blieben unter der Aufsicht der Frau von Zahmen in Prag zurück, weil ihr zartes Alter der Winterkälte noch nicht zu trotzen vermochte.

Seit ihrem Einzug als Prinzessin hatte sie Baiern nicht wieder gesehen. Fast neugierig blickte sie jetzt um sich, gleichsam als habe sie das Land nie zuvor erblickt, und wundere sich, was in ihrer Erinnerung so reich und schön bewahrt lag, so traurig und kalt wieder zu finden.

Graf Wackerbart war ihr vorausgeeilt, um Alles zu ihrem Empfange vorzubereiten; sie fand ihre Einrichtung daher behaglich getroffen, und konnte sich nun ohne Weiteres den Eindrücken hingeben, welche aus den Tagen der Kindheit und Jugend, dem Alter so reicher Hoffnungen, ihr hier entgegen traten. Arm und flüchtig war sie in ihre Heimath zurückgekehrt. Arm! — für Maria Antonia das fürchterlichste aller Leiden! — Die Tochter Kaiser Karl's VII. eine wandernde Dulderin! —

König August lag in Warschau an der Gicht krank, kaum im Stande sich bisweilen durch eine San- oder Bärenjagd zu vergnügen, wie ihr Graf Brühl meldete, und in der unleidlichsten Stimmung. — Ach! Auch ihre Briefe waren jetzt nicht mehr geeignet ihn aufzuheitern, auch sie kannte nur Klagen! — Alle Nachrichten aus Sachsen waren entmuthigend, ihre Waldungen wurden umgehauen, ihre Pächter mußten das Pachtgeld im Voraus bezahlen, alle Mittel wurden erschöpft, um die Kasse des Königs von Preußen zu füllen und die ihrige leer zu erhalten. Friedrich's Lieblingswort war, daß, wer den letzten Thaler in der Tasche behalte, auf dessen Seite bleibe auch schließlich das Recht.

Der Churfürst von Baiern bemühte sich auf jede Weise seiner Schwester den Aufenthalt in München angenehm zu machen und sie ihrer Sorgen vergessen zu lassen. Als der Frühling kam, bezog man das Lustschloß Nymphenburg, wo sie so gerne weilte. — Entfernt vom Schauplatze der Leiden, schwächten sich die Eindrücke, und es gab Momente, wo sie, der Gegenwart vergessend, ihre muntere Laune früherer Jahre wieder gewann und den Enthusiasmus für die schönen Künste in aller Stärke in sich rege fühlte.

So kam der Sommer heran, die Rosen blühten, die Nachtigallen sangen, und milde Lüfte fächelten ihre

Stirne, wenn ſie unter die ſchattigen Bäume des Gartens hinaus trat und mit ihren Augen das weite Heer der Sterne maß.

Da ſollte eine furchtbare Nachricht dieſe glückliche Stille unterbrechen.

Die Preußen hatten endlich Dresden beſchoſſen. Am 14. Juli, mit Anbruch des Tages, fing die Kanonade an. „Früh um acht Uhr," ſchrieb Rabener, „kam eine ſolche Granate in mein Zimmer, zerſchmetterte die Stube meines Bedienten und zündete. Wir löſchten den Brand und machten alle möglichen Anſtalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, in der Abſicht, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung entfernte Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen, ſo packte ich meine Sachen, ſo viel es ohne Gefahr erſchoſſen zu werden anging, zuſammen, ſchaffte ſie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neuſtadt. — Aber auch hier fing am 15. die Angſt an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieſer Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabend zu, wo die Daun'ſche Armee die Seite von der Neuſtadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängſtigung erzeugen konnte. Denn eben dieſen Tag, Mittags um 12 Uhr,

ging das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal."

Maria Antonia konnte kaum zu Ende lesen, so tief betrübte sie diese Nachricht. Nicht minder ward der Churprinz davon empört. — „Die Oesterreicher wollen unsere Freunde sein, und sie dulden es, daß man unsere Residenz in einen Aschenhaufen verwandle!" rief er ungeduldig aus. „Solche Bundesgenossen sind schlimmer noch als Feinde. Mein schönes Dresden! Zwei hundert sechs und zwanzig Häuser abgebrannt, und sieben und dreißig beschädigt! Und außerdem, wie manches Leben, wie manches Eigenthum zerstört! — Die Preußen haben auf die Stadt, und nicht auf die Mauern geschossen, in der Meinung, daß die Oesterreicher, aus Rücksicht für uns, die Thore öffnen würden."

„Die schöne Kreuzkirche!" rief Maria Antonia betrübt. „Ein so herrliches Gebäude durch Bomben zu vernichten!"

„Auch die Schuld der Oesterreicher!" entgegnete der Prinz. „Wer hieß sie mit den vier Kanonen auf den Feind zu feuern, welche auf dem Thurme unserer Kreuzkirche standen, um bei freudigen Gelegenheiten ein Signal

zu geben? Wer benutzte jemals eine Kirche zu einem Festungswerke! — Ohne diese Tollheit hätte der Feind nimmermehr sein Augenmerk darauf gerichtet."

„Man hat auch die Frauenkirche beschossen!" sagte Maria Antonia vorwurfsvoll.

„Aber ohne Erfolg — ihr Mauerwerk ist zu fest," versetzte ihr Gemahl tröstend.

„Die Hauptsache bleibt jetzt das Schicksal der unglücklichen Bewohner," unterbrach ihn Maria Antonia. „Ich kann den Bericht ihres Elends nicht zu Ende lesen. Er übersteigt ja alles je Erhörte. Unter rauchenden Trümmern begraben, zieht man ganze Familien hervor, andere wandern obdachlos umher, lagern an Mauern und Wagen, ein Raub des Hungers. Weinende, Schreiende, Betende und Darbende begegnen einander im gemeinsamen Elend. Auf dem Rücken schleppen sie ihr bischen Habseligkeiten fort; aber wohin? — Die Preußen hören nicht auf zu schießen, bis die Stadt der Erde gleich ist, und die Oesterreicher kennen keine Rücksicht. Die stolze Kaiserin-Königin freut sich am Ende noch gar, eine Verwandte ihres Hauses gedemüthigt zu sehen. — Was wird König August sagen? Wie wird er trauern über sein liebes, schönes Dresden, das er geliebt, geschmückt, als wäre es seine Braut."

„Doch ein wenig zu eigennützig geliebt, Maria,"

versetzte der Churprinz ernst. „Er hat nicht viel Rücksicht auf die Bewohner genommen, das kann man nicht läugnen, er hat das Volk hart gedrückt, und dafür straft ihn das Schicksal jetzt. Wenn meine Stunde schlägt, so wird das anders werden. Wir müssen das einzubringen suchen, was er verschuldet."

„Womit?" fragte sie seufzend. „Wir leiden ja selbst Mangel, womit soll man da helfen?"

„Unser Mangelleiden, meine Theure, ist wahrlich ein sehr luxuriöses," sagte der Prinz ernst. „Wir ruhen auf weichem Pfuhle und sitzen an einer wohl besetzten Tafel, während Jene das Fleisch gefallener Pferde speisen."

Maria Antonia schauderte.

„Dafür sind wir auch Fürsten," sagte sie nach einer Pause, wie sich selbst beruhigend.

„Und bleiben nicht minder Menschen, bestimmt Leid und Freude mit Andern zu theilen. Ich präge das unserm Friedrich täglich ein und weise ihn darauf hin, wie nothwendig es sei, in einem Staate sparsam Haushalt zu führen, damit er einst wieder gut mache, was sein Großvater verthan."

„Ich fürchte nur, Du wirst ihn zu haushälterisch machen für einen König," sagte sie bedenklich.

„Thut nichts! Nach des Königs von Preußen

Motto behält ja der nur Recht, in dessen Tasche sich der letzte Thaler findet; die unsrigen aber sind leer, Maria, darum müssen wir verlieren. Möge er einst in unseres Nachbarn Fußstapfen treten, an Sparsamkeit, an Ruhm und Ehre ihm gleich kommen! Ein Besseres wünsche ich mir nicht für meinen Sohn und nicht für Sachsen."

Dieser Uebergang zu den Hoffnungen ihrer Zukunft hatte sie zerstreut und das furchtbare Bild ihrer zerstörten Residenz ihren Augen entrückt; aber im Traume kam es ihnen wieder vor, im Traume sah Maria Antonia die Bomben fallen und den prächtigen Thurm der Kreuzkirche stürzen, und ihr Traum blieb diesmal auch im Wachen eine Wahrheit.

---

## Zwölftes Capitel.

### Das Mittagsmahl in Moritzburg.

Ein Friedenscongreß in Augsburg war angesetzt. Die Kaiserhöfe hatten dazu Gesandte ernannt, ihre Tafelgelder bestimmt, ihnen ein glänzendes Gefolge ausgerüstet und in der Reichsstadt Regensburg für die Summe von 150.000 Gulden Hotels für sie gemiethet. Unter

ſo frohen Erwartungen glaubte der Churprinz von Sachſen mit ſeiner Gemahlin in ſein Land zurückkehren zu können, und Maria Antonia bereitete ſich vor, von ihrem glücklichen Aſyle zu ſcheiden, und begleitet von ihren ſieben Kindern in ihr verwüſtetes Vaterland zurückzukehren, wo ihrer jetzt nur Trauriges wartete.

Hunger und Elend hatte Sachſen verwüſtet. Es war von Friedrich von Preußen nicht geſchont worden, er hatte nicht unterlaſſen, ſo lange an dem Mehlſacke zu klopfen, bis auch kein Stäubchen mehr darin geblieben. Unangebaut lagen die Fluren, vom Winterſchnee jetzt erwärmt, doch ohne daß die Saaten ſich darunter bargen, um mit den erſten Frühlingsſtrahlen an das Licht zu ſchießen. Der Landmann hatte den Muth verloren zu ſäen, wo zu ernten er nicht hoffen durfte. Waren es nicht Oeſterreicher, ſo waren es Preußen, die ſeine Felder verheerten und ſeine Taſchen leerten, und wenn Beide abzogen, dann erſchien ſein rechtmäßiger Landesfürſt und forderte nun ſeinerſeits die Mittel zu ſeinem Unterhalte. Jeder war dabei in ſeinem Rechte, dem Rechte, das die Nothwendigkeit zum Gebieter hat und das die Selbſterhaltung dictirt. So forderte man, ſo verweigerte man, und endlich mußte doch dem Mächtigſten gewährt werden.

Der Einzug des fürſtlichen Paares war diesmal

kein freudiger. So hoch man den Churprinzen schätzte und durch die Erfahrung von dem Regententalente seiner Gemahlin belehrt war, so wenig zugänglich blieben dennoch die Herzen der Freude neben dem zerstörten häuslichen Heerde, dem eingebüßten Eigenthum.

Der österreichische Gouverneur, Graf Guasco, ließ die Kanonen auf den Wällen abfeuern, so wie das Fürstenpaar dem Weichbilde der Stadt nahe kam, und eilte darauf, gefolgt von dem Magistrate, den Churprinzen und seine Gemahlin an den Thoren der Stadt willkommen zu heißen; das Militär stand in den Straßen als Hecke aufgestellt, zeigte fliegende Banner und führte rauschende Musik mit sich; Minister und Beamte erschienen in ihren Uniformen, und verdeckten hinter diesen die Lumpen der Armuth und die durch Hungersnoth gebleichten Gesichter.

Unter diesem Scheine eines Gepränges und eines Jubels, den der Moment zu seinem Dienste heraufbeschworen, fuhr das fürstliche Paar durch die Straßen Dresdens, grüßte und nickte und spendete freundliche Worte, bis sie endlich ihr Palais erreichten.

Hier, mit sich allein, fing der Schein zu weichen an und die Wahrheit gewann ihr Recht. Wie ein Krieger auf dem Felde seine Glieder zurückläßt und in seinen Wunden seine Ehrenmale davon trägt, so hatten

sie Dresden, ihr liebes Dresden, verstümmelt wiede
erblickt. Wie man es ihren Augen auch zu verdecken g
sucht, doch waren ihnen die Schutthaufen nicht entga
gen, die sich zu Hügeln aufgethürmt, wo sonst die Str
ßen gestanden. Die große Kreuzkirche bedeckte eine wei
Strecke mit ihren Trümmern und stand nun, als mäch
tige Ruine, inmitten der sie umgebenden Verwüstung d
Auf ihren Trümmern stehend, sangen die Chorknabe
eine Friedenshymne. In der katholischen Kirche wurd
ein Tedeum gesungen, wobei die Trompeten schmetterte
die Pauken wirbelten, den gesunkenen Muth der Bewoh
ner durch Töne der Freude zu beleben; doch so schne
heilten so tiefe Wunden nicht.

Am Abend war der Hof beim Churprinzen ve
sammelt, die Kerzen brannten, die Kammerherren truge
die Schlüsseln, die Pagen die Schleppen; die Schöne
fächelten, wie sonst, die geschmückten Wangen und lächel
ten koquett hinter dem erhobenen Fächer hervor. Jed
bemühte sich zu scheinen, was man vormals gewesen, ei
leichtfertiges Völkchen voll Uebermuth und Laune, ei
tändelndes Kind des Augenblickes; doch mitten in d
heiterste Rede drängte sich irgend eine Frage, und dann
eine Erinnerung ein, und das Lächeln verschwand un
die Thräne stahl sich unter dem gesenkten Lide hervo

Der Ernst des Lebens hatte zu tief in alle Existen

zen eingegriffen, und nicht so schnell vermochte man den Rosenmantel der Freude darüber zu breiten.

Jetzt gab es nach allen Seiten hin zu thun. Das Werk der Zerstörung mußte in seinem ganzen Umfange überblickt und dann an die Mittel zur Verbesserung gedacht werden. Mit Ernst widmete Maria Antonia sich dieser Aufgabe. Dem Churprinzen gestattete seine Gesundheit nicht, sich leicht nach allen Seiten hin zu bewegen und mit eigenen Augen zu sehen, seine Gattin mußte daher seine Stelle ersetzen, und ihm Arm und Kopf dabei leihen. Redlich löste sie diese Aufgabe.

Sie schrieb an Brühl und stattete ihm einen genauen Bericht über die finanzielle Lage des Landes ab; doch, statt von dort Hülfe zu erhalten, liefen nur Klagen über die eigene leere Kasse ein. — Mit steigender Erwartung sah König August den Friedensverhandlungen entgegen, immer auf eine Entschädigung für alles Erlittene rechnend. Fürsten überdenken dabei nicht, daß ein erweiterter Länderbesitz keine geopferten Leben zurück erstattet. Friedrich von Preußen wünschte Sachsen für sich zu behalten und sich hier ein wendisches Königreich zu gründen; denn der Mehlsack hatte ihm zu wohl gefallen, um nicht aus eigener Machtvollkommenheit daran klopfen zu mögen. Dagegen jedoch sträubte sich König August aus allen seinen Kräften; denn welche Entschädigung

man ihm auch geboten hätte, so würde ihn doch nichts für den Verlust seiner lieben Hauptstadt entschädigt haben können, für sein Dresden, dies theuerste Juwel in seiner Krone, an dem sein ganzes Herz hing.

Inmitten dieser Verhandlungen und mancherlei Plänen für die Zukunft traf den kranken Monarchen in seiner Hauptstadt zu Polen die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Peter III. hatte sogleich den Thron bestiegen. Man wußte von ihm, daß er ein großer Bewunderer Friedrich's II. war, daß er keine Vorliebe für den König August hege; dieser konnte daher gewärtig sein, durch den Umschwung der Verhältnisse seinen Sohn Karl die Krone von Kurland einbüßen und sich selbst auf seinem Throne von Polen schwankend zu sehen. — So hängen die Geschicke der Könige und ihrer Staaten oft von zwei Augen ab.

Maria Antonia folgte mit aufmerksamem Auge diesen Vorgängen in der politischen Welt, während sie scheinbar nur daran zu denken schien, Handel und Industrie zu heben, und die kleinen Interessen des Einzelnen zu wahren, der sein Schärflein dem Haushalte des Staates zutrug. —

Die Theuerung war sehr groß im Lande, es fehlte an den nothwendigsten Bedürfnissen zum Lebensunterhalte, und die Regierung mußte einschreiten, das frucht-

bare Sachſen mit einem Mehlvorrath aus fremden Ländern zu verſorgen. Nach allen Seiten hin erhob die dringende Noth ihren Angſtruf. —

Die junge Fürſtin half ſo viel es in ihrer Macht ſtand; doch war ſie ja immer noch nicht unumſchränkte Gebieterin, weder über die Finanzen, noch deren Erhebung, denn in der Ferne lebte noch ein Brühl und ließ das Ruder des Staates ſeiner Hand nicht entfallen. Daneben vermochte ſie wiederum auch nicht ihre perſönlichen Ausgaben zu beſchränken, und fiel dadurch ſtets auf's neue einer Aushülfe des Miniſters anheim.

Die Erziehung ihrer ſieben Kinder lag ihr jetzt ebenfalls ganz ob. Der älteſte Sohn, Friedrich Auguſt, wuchs hoch heran. Er war ein ernſter Knabe, von ſchönen Eigenſchaften des Herzens; doch verſchloſſenen Sinnes und gab ſich keinem Eindrucke leicht hin. Die mangelnde Offenheit ſeines Weſens verurſachte ſeiner Mutter häufig Kummer. Sie hätte ihn mittheilend, herzlich, liebevoll gewünſcht, und er zeigte nichts von dem allen. Wo ſie ihm entgegen kam, da zog er ſich ſcheu zurück. Wo ſie ihn zur Theilnahme aufforderte, da wandte er ſich mit düſterem Blicke von ihr ab.

Ein Etwas, das ſie nicht ergründen konnte, ſchien zwiſchen Sohn und Mutter ſich zu drängen. Er lernte vortrefflich, ſeine Lehrer waren mit ihm zufrieden, er

erwarb sich gute Kenntnisse, und behielt, was er gelernt; nur für die schönen Künste zeigte er sich unempfindlich, und diese Gleichgültigkeit hielt man ihm als Beschränktheit vor. Das mochte ihn verdrießen.

Er erhielt Unterricht in der Musik und machte auch gute Fortschritte, aber ohne eigentliche Freude an der Tonkunst zu finden. Desto eifriger trieb er dafür die Geschichte seines Landes und interessirte sich für alle Vorgänge seiner Zeit.

Seine Kinderjahre waren unter den Eindrücken eines Krieges dahin geschwunden, dessen Schrecken sich seiner jungen Seele mit unverwischlichen Zügen eingegraben. Er hatte früh die Sorge kennen gelernt. — Man glaube nur nie, daß ein Kind nicht wisse und verstehe, was seine Umgebungen drückt. Sein Instinkt belehrt es über gar manches, was sein Kopf noch nicht begreift; es wird zur Theilnahme bewegt, ohne sich über die Ursache dazu Rechnung ablegen zu können, und sein Charakter bildet sich oft ganz unmerklich dem entgegen gesetzt, was man aus ihm machen wollte.

Maria Antonia ahnte nicht, wie viel ihr ältester Sohn schon von dem Leben verstehe, bevor er noch die Kinderschuhe ausgezogen. — Er wohnte in einem Palaste und wiegte sich auf weichen Polstern; kam er hinaus auf die Straße, so streckten hungernde Menschen ihm ihre hagern Hände entgegen; das ließ seine junge Seele nicht

angerührt. Aus seiner Schulstube sah er den Brand der Vorstädte Dresdens mit an, und fragte seinen Gouverneur, den Kammerherrn von Burgsdorf, warum diese Fremden das Land verheerten, warum man sie nicht sich wieder zu entfernen zwinge.

Wohl erklärte man ihm dann die Vorgänge und erzählte ihm, wie unrecht seinem Großvater geschähe. Doch sein Großvater war ja in Warschau, und wen das Unrecht trifft, das war nicht er, das war sein Volk, das waren diese armen Menschen, welche sich nie um Maria Theresia oder den großen Friedrich bekümmert. Sie büßten, was Jene mit einander auszumachen hatten.

Konnte er sich auch nicht innerlich klar darüber werden, wie dies Alles zusammenhänge, und die Fäden des Rechtes und des Unrechtes sondern, so blieb ihm dafür ein desto stärkeres Gefühl für die Sache des Unterdrückten und machte seine Seele unempfindlich gegen jede Ausrede eines klügeren Kopfes.

Tief prägte sich seinem Gemüthe der Ernst des Lebens ein, und nie mehr lernte er leichtsinnig an dem Becher der Freude zu nippen. Ja, jetzt schon, ein Knabe noch, hätte er fragen mögen, wie man, inmitten der Noth und der Sorge, sich der Lust hinzugeben vermöge, und — er fragte es wohl auch mitunter. Doch diese Frage galt für ein Verbrechen. —

Die Oper wurde wieder eingerichtet, Hofbälle fanden statt, man suchte sich aus der trüben Stimmung zu reißen und die Heiterkeit walten zu lassen. Der Knabe machte dazu eine saure Miene, und je mehr er tadelnd gegen das auftrat, was seinen Eltern Vergnügen gewährte, um so mehr wandte sich das Herz der Mutter von ihm ab und neigte sich dem zweiten Sohne zu, dem kränklichen, aber ihr stets zulächelnden Prinzen Karl.

Es ist ein Wendepunkt im Leben einer Mutter, wenn das heranwachsende Kind ihre Schwächen entdeckt und sie laut rügt. Ihre erste Empfindung ist dann Erbitterung, die nächste Rache. Sie will strafen, sie will züchtigen; doch wird sie damit nicht die entflohene Ehrfurcht zurückrufen, welche die Frucht einer dem Wohle des Kindes sich opfernden Liebe ist.

Wie aber soll sie ihr Kind schweigen lehren? Wie das Wort des Tadels, das sie so tief verletzt, auf seiner Lippe festzuhalten versuchen? Wie es ertragen lernen, daß ihr Kind nicht ihren Geschmack theilt, nicht ihre Handlungsweise billigt?

Indem sie ihm das Recht zugesteht, nicht zu denken, nicht zu empfinden, wie sie, seine Mutter, empfindet?

Das wäre wohl das billige Zugeständniß; denn so wenig der Eichbaum verlangen kann, daß aus seinem

Samen eine Tanne emporwachse, so wenig können Eltern der Natur vorschreiben, ihnen in ihrem Kinde eine Wiederholung ihrer selbst zu geben. — Und doch ist es grade das, was die meisten nicht nur wünschen, sondern als ein Recht begehren und erzwingen wollen. Allein die Natur ist in ihrem Walten eine arge Demokratin.

Maria Antonia hatte nun mit vielen Frauen die Neigung gemein, herrschen und beherrschen zu wollen. Wozu ihre Anlagen sie so mächtig trieben, das sollte sie nun nicht einmal an ihrem Sohne üben können? Was sie dem Gatten gegenüber erreicht, was sie dem mächtigen Minister künstlich abgewonnen, sollte sie an dem eigenen Kinde scheitern sehen?

So klug sie sonst, so vorsichtig sie war, so viel sie überlegte: so überließ sie sich hier doch ganz der Wärme ihres Temperamentes und reizte durch heftige Aeußerungen den Widerspruch oder den Trotz des Knaben nur noch mehr. Sie machte auch hier wieder das Recht einer Mutter geltend, sich vor ihrem Kinde keinen Zwang anlegen zu wollen, und die Kunst der Selbstbeherrschung, welche sie im öffentlichen Leben der unbedeutendsten Persönlichkeit gegenüber bewies, setzte sie gänzlich bei Seite, sobald sie ihrem Sohne zürnte.

Ob sie dadurch in seiner Achtung stieg? —

Der Churprinz übte dann seinen ausgleichenden Einfluß, sein ruhiges Wesen ebnete die Wellen, seine vernünftigen Vorstellungen blieben nie ohne Wirkung. Er liebte seine Gattin unbegrenzt und bewunderte darum sogar ihre Schwächen; seinen Beifall zu verdienen, fand er sie zu jeder Selbstüberwindung bereit. Schlägt man bei Frauen nur die rechte Seite an, so wird aus ihrem Wesen stets ein reiner Ton hervorgehen. Man kann sie lenken, wenn man will. —

Die Hoffnungen auf einen nahen Frieden sollten indessen jetzt noch einmal vereitelt werden. Auf's neue loderte die Kriegesfackel hell empor und setzte ganz Europa in mächtige Flammen, bis sie sich endlich völlig ausgebrannt, und Oesterreich des Kampfes müde, um jeden Preis dem Kriege ein Ende zu machen wünschte.

Friedrich von Preußen hatte gesiegt; denn ihm blieb der letzte Thaler und darum auch das letzte Wort. In seiner Hand lagen jetzt die Bedingungen zum Frieden, zu deren Erfüllung er sein Schwert auf's neue in die Wagschale legen konnte. Maria Antonia fühlte, daß auch das Geschick Sachsens der Willkür dieses mächtigen Gegners anheim gegeben sei, dessen Freundschaft sie ihrem Lande so werthvoll achtete, wie sie ihr selbst es war. Jetzt endlich schien der Moment gekommen, wo sie ihn sehen durfte, den großen Friedrich, und, so viel

an ihr lag, geschah, um diese Minute herbei zu beschwören.

Moritzburg, das alte Jagdschloß der Churfürsten von Sachsen, inmitten eines Waldes, etwa zwei Stunden von Dresden gelegen, wurde zum Orte ihrer Zusammenkunft ausersehen. —

Mit hoch klopfendem Herzen kleidete Maria Antonia sich an, um dem mächtigen Gegner, der schon eine Stunde vor ihr dort eingetroffen, zu begegnen. Es war ein kalter Märzmorgen. Frost bedeckte die Flur und die steifen Taxushecken des Schloßgartens trugen weiße Häupter. Die Sonne brach sich eben Bahn, als um die elfte Stunde die churfürstlichen Wagen am großen Eingange hielten.

Friedrich der Große, begleitet von seinen Stabsoffizieren, stand am Fuße der Treppe, und, einen Schritt vortretend, hob er Maria Antonia aus dem Wagen. Hoch pochte ihr Herz, als sie nun Angesicht zu Angesicht vor dem Manne stand, der Europa so eben zur höchsten Bewunderung gezwungen. Fast schüchtern blickte sie hinauf zu ihm in sein großes, helles — man möchte sagen, kaltes Auge, indem sie zugleich sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigte; er aber, ihr den Arm bietend, führte sie die Stufen hinauf, in das Empfangszimmer, wohin der Churprinz folgte, und schmeichelte ihrem Ohr mit den

artigſten Worten. Man ſpeiſte in kleinem Kreiſe, denn es waren nur zehn Couverts gelegt, und unterhielt ſich auf die heiterſte Weiſe, ohne der überſtandenen Drangſale, ohne des Zweckes zu gedenken, durch den man hier zuſammengeführt.

Die Kunſt und namentlich die Muſik bot ihnen den Stoff zu ihrem Geſpräche, das franzöſiſch geführt wurde. Friedrich waren die Talente ſeiner Nachbarin nicht unbekannt, der Ruf hatte ihn lange darüber belehrt, wie vielſeitig gebildet ſie ſei, und bald nahm er wahr, daß man ihm nicht zu viel geſagt. Er fand ihr Urtheil ſo beſcheiden als gediegen, und ſo wenig ihn ſonſt die Geſellſchaft der Frauen anzog, ſo mußte er ſich geſtehen, hier ſei eine Ausnahme auch für ihn zu finden.

„Wir können uns nun auf's neue dem Dienſte der ſchönen Künſte widmen," bemerkte er gegen Maria Antonia, als von ihren Compoſitionen die Rede geweſen, „und müſſen die verlorenen Stunden einzubringen ſuchen. Wir Fürſten theilen darin alle ein gleiches Loos, daß wir den Muſen nur huldigen, doch keine von ihnen als erklärte Geliebte beſitzen dürfen. Darum auch können wir nie etwas Vorzügliches leiſten. — Ich habe mir ſchon ſchwer genug errungen, was ich in ihrem Dienſte erworben; denn es koſtete mir einſt meines Vaters Liebe. — Ihren Kindern iſt darin ein beſſeres Loos gefallen; ſie

genießen faſt alle Vortheile eines claſſiſchen Bodens, ſie lernen ſpielend, was ein Anderer ſich ſchwer erwirbt."

„So ſcheint es, Sire," erwiderte die Churprinzeſſin; „doch können wir unſern Kindern nicht die Neigungen einflößen, welche wir ihnen wünſchen. Mein älteſter Sohn beſitzt nicht Ohr, nicht Auge und wird, ich fürchte, niemals die Kultur ſeines Landes fördern wollen."

„So iſt er ein echter Deutſcher," ſagte Friedrich herber. „Es geht dem Volke leider aller Geſchmack ab."

„Sind Sie davon ſo ganz überzeugt?" warf der Churprinz ein. „Mir däucht, wir ſollten dieſe Regel nicht ſo unbedingt feſtſtellen, da wir doch auch auf dieſem Boden emporgewachſen ſind."

„Ausnahmen beweiſen die Regeln," ſagte Friedrich ſcharf.

„Können ſich aber in ihrer Zahl vermehren und die Regel damit umſtoßen," fuhr der Churprinz fort. „So leiſten wir doch in der Muſik bereits Bedeutendes. In der Malerei können wir auf unſern Mengs recht ſtolz ſein, und Haller, Hagedorn, Bodmer, Utz, Gallert geben für unſere Dichtung ſchöne Beweiſe; ſo wie Wieland, Klopſtock, Leſſing, Kleiſt, Gleim, Ramler und Geßner der deutſchen Sprache eine große Zukunft prophezeihen. Ich bin daher der Anſicht, daß wir uns unſe-

res Landes bald nicht mehr ſchämen dürfen, und daß die Zeit naht, wo wir uns den übrigen kultivirten Völkern gleich ſtellen können."

„Den Franzoſen niemals!" rief Friedrich warm. „Der Eſprit jenes Volkes iſt unnachahmlich! — Ueberhaupt aber hat ihre Sprache eine Feinheit, die ſich der unſrigen nicht geben läßt. Ich wünſchte nur, Sie hätten Voltaire kennen gelernt!" wandte er ſich wieder gegen Maria Antonia. „Er allein hätte Sie ſchon von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt."

„Ich habe es ſelbſt lebhaft gewünſcht, Sire!" fiel dieſe ein. „Schon weil Sie ihn an Ihren Hof zogen, intereſſirte er mich und ließ mich ſeine Bedeutung ahnen, die ſich dann durch ſeine Werke noch ſteigerte."

„Sie haben ſeine Philoſophie nicht gefürchtet?" fragte Friedrich lächelnd.

„Nicht doch! — Gefährlicher noch ſchien mir ſein Spott, ſein Verhöhnen alles deſſen, was uns heilig iſt; aber auch damit habe ich es aufgenommen, ohne mich in meinen eigenen Anſichten beirren zu laſſen. Die Kenntniß der Meinung Anderer läutert vielmehr unſer Urtheil und bildet es. Wir werden dadurch nachſichtiger und gerechter. Auf dem Wege zur Wahrheit muß es Dornen geben, und an dieſen ſich nicht zu ritzen, iſt unmöglich. Doch,

ſobald die Wunden nur nicht unheilbar ſind, dient uns ihr Bluten zur Heilung."

„Mein Sansſouci wird mir jetzt verödet erſcheinen, wenn ich dahin zurückkehre," ſagte Friedrich in der Erinnerung vergangener Zeiten. „Ich finde von meinen alten Freunden nur den Marquis d' Argens. Sonſt hat ſich Alles zerſtreut. — Es iſt die traurige Begleitung des Alters, das Scheiden von denen, die wir lieben. So wird uns endlich auch der Tod nicht ſchwer."

„Ich glaube, Sie dürfen nicht ſo denken, Sire," ſagte Maria Antonia mit vielſagendem Blicke; „denn Ihnen werden ſtets alle Herzen zufliegen. Wer den Ruhm liebt, der liebt auch Sie, und wer die Künſte und die Literatur verehrt, der ſieht in Ihnen ſein Vorbild."

„Das Gleiche könnte man von Ihnen ſagen, Prinzeſſin, und — ich weiß wohl, daß ich jetzt nicht klagen ſollte, wo mir ſo eben erſt das Glück zu Theil geworden Sie kennen zu lernen, und damit zugleich ſich die Hoffnung bietet, Sie in Sansſouci bei mir zu ſehen."

„Sie ſind ſehr gütig, Sire, und Ihre Güte macht mich ſtolz. Von dem großen Friedrich nimmt man eine Artigkeit anders auf, wie von gewöhnlichen Menſchen. Und außerdem noch haben Sie unſer Geſchlecht nicht verwöhnt."

„Weil ich Sie nicht kannte, Prinzeſſin," ſagte Friedrich ernſt. —

Unter ſolchen Geſprächen verging das Mahl, und erſt als es beendet, trat der Churprinz mit dem Könige in ein Seitengemach und hinter ihnen ſchloſſen ſich die Thüren. Was Beide hier mit einander verhandelten, das vernahm kein Ohr, und nur aus den Folgen konnte man über den Inhalt ihres Geſpräches urtheilen.

Entſchädigung ward dem armen Sachſen nicht und das ſchöne Dresden ſollte ſich nie mehr von den ihm geſchlagenen Wunden erholen. Fünfzig Millionen hatte Friedrich dem Lande entzogen, und dieſe gab er nicht wieder zurück, die eingeäſcherten Dörfer und Städte bauete er ihnen nicht wieder auf, die Zahl ihrer Einwohner ſtellte er nicht wieder her. War nicht ſein eigenes Land verödet, waren nicht ſeine eigenen Staaten entvölkert, und er, als guter Regent, verbunden zuerſt für Preußen zu ſorgen: ſo befahl er denn ſeinen Soldaten, bei ihrem Abzuge aus Sachſen ſich Frauen zu entführen, von den ſchönen Mädchen, die hier auf den Bäumen wachſen, ſollte Jeder eins heim zu führen ſuchen. Nicht unähnlich dem Raube der Sabinerinnen ging nun Jeder mit einem Weibchen über die Grenze, und den Sachſen blieb das Nachſehen. —

Der Churprinz und ſein Gaſt ſchieden gegenſeitig

befriedigt, Maria Antonia aber voll gesteigerter Bewunderung für den Helden, der sie auf eine so feine Weise ausgezeichnet und ihr seine dauernde Freundschaft angeboten. Der Traum ihrer Jugend war damit erfüllt, die Anerkennung des bedeutendsten Mannes ihrer Zeit war ihr geworden, ihr Streben hatte daher seine Krone erreicht.

Heitern Muthes kehrte sie in ihre Residenz zurück, voll ernsten Willens hier zu helfen und zu fördern, und durch eine weise Regierung auch hier das Lob ihres großen Nachbarn zu verdienen.

Auch Dresden sollte ein Sanssouci bekommen. Als sie über die Brücke fuhr, kam Hasse des Weges. Sie grüßte ihn und winkte ihm heiter zu. Sie hätte ihre Hoffnungen nun gerne auch in seine Seele gießen und seine Traurigkeit verscheuchen mögen; doch wie konnte sie das? Wie konnte sie allmächtig sein? Wie die vielen Thränen trocknen, welche täglich noch hier vergossen wurden? —

Hasse hatte bei dem Bombardement alle seine Musikalien und Manuskripte eingebüßt, das war ein Stück von seinem Leben, wofür der Künstler keinen Ersatz fand. Die vergangenen Jahre gibt uns Niemand zurück, was der Geist da geschaffen, das bringt er kein zweites Mal hervor, und aus dem Kranze seines Ruhmes, aus der Geschichte seines musikalischen Wirkens fehlten damit so viele Blätter. Diese Blätter, vergilbt in seiner Erinne-

rung ruhend, trübten jetzt des Künstlers Auge; denn sein Gedächtniß vermochte nicht ihnen ein frisches Grün zu leihen.

Er war verstimmt, und Maria Antonia konnte ihm nicht helfen. Dresden war in diesen sieben langen Jahren ein trauriger Aufenthalt für die Kunst geworden, die nach den goldenen Tagen unter August III. seufzte; doch ach! im Rathe des Schicksals war es schon anders beschlossen. Die goldenen Tage sollten nimmer wiederkehren, die Oper in Dresden nie wieder die Höhe ihres Ruhmes erreichen, wo sie sich die erste der Welt nannte.

Ende des zweiten Bandes.

— Verlag von Kober & Markgraf in Prag. —
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Die Jahreszeiten

## im Schmucke deutscher Poesie.

Ein Liederschatz und Familienbuch

für

## jeden Tag des Jahres,

herausgegeben von

**Ferdinand Stolle,**

Redacteur vom Dorfbarbier und Gartenlaube.

Mit 250 Illustrationen berühmter Künstler.

Klein 4° in 20 Lieferungen, jede 60 Neukr.

**Das Werk wird sich durch die prachtvollste Ausstattung auszeichnen, und um es dem Publikum leichter zugänglich zu machen, soll alle 14 Tage eine Lieferung, jede zu fünf Bogen, ausgegeben werden. Nach vollständigem Erscheinen tritt eine Preiserhöhung ein.**

---

Nur jahrelangem Fleiße, der gewissenhaftesten Prüfung und Auswahl, sowie der sorgsamsten Anordnung konnte es gelingen, aus dem reichen Blüthenmeere deutscher lyrischer Poesie einen Kranz zu winden, in welchem Tag für Tag sich die Hand reicht und so das ganze Jahr, poetisch verklärt, vorübergeführt und hiermit ein Werk geboten wird, wie es bis jetzt in seiner Art einzig dasteht.

Denn von den ersten frommen Glocken des Neujahrsmorgens, durch Eis und Schnee, durch Winterlandschaften mit Schellenklang und fröhlichem Einlauf, durch Wintersturm und Winternacht,

durch die Freuden des Faschings und häuslicher Wintergemüthlichkeit, durch Eisaufbruch und Lawinenfall bis zum beglückenden Rufe der ersten Lerche und dem Dufte des ersten Veilchens zieht das Jahr vorüber in Liedern, wo ein jedes für jeden Tag und der Jahreszeit entsprechend ausgewählt ist. Nur die Sonntage gehören allein dem Herrn und ist ein jeder durch ein trostbringendes ausgewähltes Kirchenlied, mit Berücksichtigung aller Confessionen, vertreten.

Ostern naht. Auferstehung in der Natur wie im Herzen. Himmelfahrt. Pfingsten, das „liebliche Fest". Es blüht ein Frühling auf, poetisch verklärt, wie die Erde keinen schönern zu bieten vermag.

Der Sommer kommt mit seinen wogenden Fluren, sterngestickten Nachtigallnächten; Gewittern und Regenbogen. Es verblüht „die letzte Rose" und

Der Herbst zieht ein, fruchtbelastet, segenschwer. Erndte- und Volksfeste auf grünem Plane. Winzerjubel. Der Jäger zieht zum Walde. Es wird stiller. Die letzten vereinsamten Blumenlichter erlöschen. Ungastlicher Sturm reißt das letzte Blatt vom Baume und in immer grauere Eintönigkeit versinkt die Landschaft. Alles scheint todt und erstorben. Da ertönen durch die Nebel der Erde, einen himmlischen Frühling verkündend, die Glocken des Allenseelentages.

Bald rieselt es weiß hernieder und die Kindlein träumen von den Lichtern des Christbaums, bis dieser selbst erscheint in seiner goldnen und beseligenden Pracht. Die Lieder aber klingen treu fort, bis sie mit

„Des Jahres letzter Stunde"

ihr Ende erreicht und das Jahr begraben im Schooße der Ewigkeit. — Dies nur die allerdürftigsten Andeutungen von dem Baue eines Werkes, das sich allen Freunden der Poesie bei auch nur flüchtiger Durchsicht selber empfehlen dürfte.

3 2044 011 802 410